

Gunter Gebauer

Die Unbegründbarkeit der Sprachtheorie

und notwendige Erzählungen über die Sprache

Die Bindung der Sprache an die Person

Von Theorien der Sprache geht ein eigentümlicher Zwang aus. In ihren Diskursen verfertigen sie feine Gitterstäbe, mit denen sie ihren Gegenstand, die Sprache, so lange umspannen, bis dieser seine Bewegungsfreiheit verloren hat. Auf diese Weise reglos gemacht, bietet er dem analysierenden Blick ein eindeutiges Ansehen dar, wie er ihn in freier Entfaltung nie besessen hat. In meinen Überlegungen kommt es darauf an, die Reflexion über die Sprache in Bewegung zu bringen. Falsche Sicherheiten, die in die Fundamente der Sprachtheorien eingelassen sind, sollen, im ersten Abschnitt noch skizzenhaft, später dann im Detail kritisiert, aufgegeben und durch einen anthropologischen Entwurf des Sprechens ersetzt werden.

Nur scheinbar gleicht das sprachwissenschaftliche Verfahren, die Vielfalt der Sprechereignisse auf ein einfaches Modell und wenige Sprachfunktionen zu reduzieren, den Idealisierungen der Naturwissenschaft. Tatsächlich ist keine Instanz der Sprache, kein noch so künstlicher Satz oder ungebräuchliches Wort ohne einen Sprecher, ohne eine menschliche Person zu denken. Kein Sprecher wiederum – wirklicher oder simulierter – ist denkbar, der nicht auf die Frage «Wer spricht mit diesem Munde?»¹ antworten und «ich» sagen könnte. Vor jedes Sprechereignis läßt sich ein «ich rede» setzen. «Die Sprache liegt nur in der verbundenen Rede, Grammatik und Wörterbuch sind kaum ihrem toten Gerippe vergleichbar» (Wilhelm von Humboldt)². In der Rede läßt sich erkennen, wie das System der Sprache «sich bildet und formt» – «nihil est in lingua quod non prius fuerit in oratione» (E. Benveniste)³.

Tatsächlich hat Saussures Systemdenken den Ausschlag für eine andere, geradezu entgegengesetzte Entwicklung gegeben. «Das ganze Schicksal der modernen Linguistik entscheidet sich letztlich durch den Kraftakt am Anfang, mit dem Saussure die «externe Linguistik» von der «internen Linguistik» unterscheidet und, indem er der letzteren den Titel

der Linguistik vorbehält, aus dieser alle Forschungen ausschließt, die die Sprache (*langue*) in Beziehung zur Ethnologie, zur politischen Geschichte derjenigen, die sie sprechen, setzen, weil sie nichts zur Erkenntnis der Sprache für sich selbst genommen beitragen.» (P. Bourdieu)⁴ Aus der Linguistik wurde die «natürlichste der Sozialwissenschaften»⁵, eine objektivistische Wissenschaft, die ein System objektiver Beziehungen darstellt, das nicht mehr auf «die unterschiedlichen Praxisformen und Praktiken»⁶ und nicht mehr auf «die Machtverhältnisse zwischen den Sprechern oder ihrer jeweiligen Gruppen»⁷ zurückzuführen ist. Saussure und später auch Chomsky stehen in der Tradition einer intellektualistischen Philosophie, die in der Sprache eher Prinzipien des Geistes als ein Instrument von Handlung und Macht suchen. Insofern Sprechen die Bedingung von Sprache ist, kann diese «nicht jenseits des Sprechens begriffen werden»⁸.

Wenn es ein Ich ist, das spricht, an welche Art Individuum ist die Sprache dann gebunden? Wieder findet sich eine unzulässige Vereinfachung, die Figur des *solipsistischen* Sprechers, und zwar in zwei ansonsten total differierenden Sprachtheorien, in der Herderschen Tradition wie auch in der modernen Semantiktheorie in der Linie Carnaps.

In der «Abhandlung über den Ursprung der Sprache» von 1770 entwirft Herder das Bild eines solitären Sprechers, der «mit einer ungeordneten Mannigfaltigkeit von sinnlichen Eindrücken konfrontiert» ist und diese in eine Ordnung zu bringen hat⁹; sein Verfahren ist die Bildung von Merkmalen, die er aus den Gegenständen seiner vorbegrifflichen Wahrnehmung gleichsam absondert. Merkmale dieser Art sind für Herder offensichtlich so etwas wie sprachliche Etiketten: «Dies Erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die Menschliche Sprache erfunden!»¹⁰

Die von Carnap ausgehende Verifikationstheorie der Bedeutung beruht auf der Annahme, daß man sich «in einem bestimmten psychischen Zustand befinden» muß, «um eine bestimmte Bedeutung verstanden zu haben».¹¹ Es sind also die psychischen Zustände einer Person im Sinne des methodischen Solipsismus, die «die Extensionen der von ihr verstandenen sprachlichen Ausdrücke» festlegen.¹² In der Folge liegt es «in der individuellen Kompetenz jedes einzelnen Sprechers . . . , die Referenz der deskriptiven Ausdrücke seiner Sprache zu bestimmen.»¹³

Herder entwirft einen Robinson-Sprecher, der stellvertretend für die Menschengattung steht; die verifikationistischen Semantiker schließen die Bedeutungen in eine methodisch konzipierte Einzelpsyche ein. Ob Gattungswesen oder solipsistisches Individuum – beide werden außerhalb jeder menschlicher Praxis und Bezüge entworfen. Ihre Kritiker

halten ihnen vor, daß die sprachlichen Operationen, von denen sie handeln, nur innerhalb einer Sprachgemeinschaft vollzogen werden können. Dies ist ein ebenso berechtigter Einwand, wie er zu einer rituellen Formel erstarrt ist, mit der man sich, wenn sie ausgesprochen worden ist, zufriedengibt. Wenn man unter «Sprachgemeinschaft» eine gedankliche Konstruktion und keine anthropologische Realität versteht, hat man wieder eine Vereinfachung vorgenommen und der Sprache eine Eindeutigkeit gegeben, die sie nicht besitzt.

Sprechen ist fast immer dialogisch: Das sprechende Ich hat es mit Gesprächspartnern zu tun, die an seine Stelle treten, ihrerseits «ich» sagen und es mit «du» anreden können. Jedes Ich fügt sich als Sprecher zu jedem neuen Zeitpunkt immer wieder neu «in andere Gewebe von Umständen und Reden» ein.¹⁴ In der Sprache liegt, so Humboldt, «ein unabänderlicher Dualismus, und alles Sprechen ist auf Anrede und Erwiderung gestellt». Zum Denken bedarf der Mensch «eines dem *Ich* entsprechenden *Du*». Das Wort gewinnt «Wesenheit in einem Hörenden und Erwiedernden. Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus.»¹⁵

Wenn wir die Einsicht ernst nehmen, daß die Sprache immer an Personen gebunden ist, löst sich die Eindeutigkeit, die Sprachtheorien herstellen wollen, von selbst auf. In jedem Sprachereignis können wir dann die Beteiligung von Personen entdecken. Der referenzierenden Funktion der Sprache kommt nicht länger der fraglose Primat vor allen anderen Sprachfunktionen zu; nicht weniger wichtig ist die Tätigkeit der Sprache, die eine *symbolische Ordnung*, nämlich Beziehungen zwischen Personen erzeugt, diese strukturiert, erhält, Vergemeinschaftung und Selbstbezug des Sprechers auf sich selbst herstellt.¹⁶ In dieser Sichtweise wird der Besitz der Sprache etwas Persönliches: Jedes Wort kann uns erscheinen wie «ein kleines Gesicht . . . , der ganze Satz (wie) eine Art Gruppenbild . . . , so daß der Blick der Gesichter eine Beziehung zwischen ihnen hervorbrächte und das Ganze also eine *sinnvolle Gruppe* gäbe.»¹⁷

Die Philosophie der Sprache wird in der angedeuteten Perspektive von vornherein den Bezug auf Sprecherpersonen – ihre Konstitution, ihren Status, ihre Beziehungen untereinander – mitreflektieren müssen. Die beiden Tatsachen, daß man eine Sprache spricht und daß man Sprecher ist, müssen gemeinsam betrachtet werden. Wenn ich einen anderen verstehe, kommt darin meine Sprachkenntnis zum Ausdruck. In meinem Zuhören, wenn ein anderer spricht, liegt meine Anerkennung des anderen als Person. Verstehen setzt Anerkennung voraus: Die Laut-

äußerung wird für mich erst dann zu einer verständlichen Sprache, wenn ich sie auf eine menschliche Person beziehe.

In der philosophischen Tradition Herders und Humboldts wird die Frage nach den sprachlichen Voraussetzungen des Menschseins gestellt; nicht weniger wichtig ist es, die Richtung der Suche umzukehren und auch nach den menschlichen Voraussetzungen der Sprache zu fragen. Aber diese Forderung wirft ein Problem auf: Beide Fragen sind unlösbar ineinander verflochten; wenn sie voneinander getrennt und jeweils separat behandelt werden, erzwingt man wieder eine neue Vereinfachung. Die Eindeutigkeit, die man auf diese Weise herstellt, erhält man um den Preis, daß die Ergebnisse beider Fragerichtungen in einem Widerspruch zueinander stehen. Dies sei mit einem Beispiel für jede Richtung angedeutet.

Wenn man die *sprachlichen* Voraussetzungen des Menschen darstellt, geht man auf seine Herkunft aus der Sprache zurück; man sucht zu beschreiben, wie sprachliche Formen der Existenz des einzelnen Menschen vorhergehen. In dieser Sicht ist die Sprache ein Gewebe, das die Personen einhüllt, in der Sprache Lacans: «gründende Worte», die die Subjekte als «reale Wesen» konstituieren, «die, wenn sie zur Welt kommen, gleich jenes Schildchen haben, das ihr Name ist»¹⁸. Wenn die Sprache dem Menschen vorhergeht, stellt sich das Problem, woher sie kommt, in welcher Form sie unabhängig von einzelnen Menschen existiert und wie das Individuum «in die Sprache hinein» gelangt.

Bei der Angabe der *menschlichen* Voraussetzungen der Sprache wird eine ganz andere Annahme zugrunde gelegt: Als sprachloser Organismus geboren, hat der Mensch schrittweise die Sprache zu erwerben; er entwickelt sie unter Einfluß seiner Umgebung und in selbstkonstruktiver Tätigkeit. Aber um die Sprache der Gemeinschaft zu sprechen, muß er von den anderen angesprochen, verstanden und, damit dies möglich ist, von den anderen als Person anerkannt werden; er muß von diesen als jemand angesehen werden, der ihnen in einem formalen Sinn gleicht. Gleichheit ist keine natürlicherweise gegebene oder selbstverständliche menschliche Voraussetzung der Sprache, sondern muß erzeugt werden. Dies kann nicht in einem formalen Akt geschehen, der Sprechen ja schon voraussetzen würde. Gleichheit kommt vielmehr dadurch zustande, daß die Individuen in einem Geflecht sozialer und psychischer Bindungen leben. Auf dieser Ebene der inter-personalen Beziehungen vermeidet man die Probleme, die bei einer solipsistischen und einer an der Gattung orientierten Betrachtung der anthropologischen Voraussetzungen der Sprache entstehen.

Das inter-personale¹⁹ Geflecht entsteht aus dem Zusammenleben

von Personen unter den Bedingungen derselben «Lebensform». Von Personen hergestellt, nimmt es den Charakter einer Ordnung an, die die Beziehungen der einzelnen zueinander regelt, wechselseitige Gefühle (wie z. B. Mitleid) ermöglicht, gemeinsame Handlungen hervorbringt, soziale Einheiten bildet. Zu den Funktionen einer solchen symbolischen Ordnung gehört, daß sie eine Grenze zwischen denen zieht, die ihr angehören, in ihr leben, und denen, die nicht als Gleiche angesehen werden.²⁰

Der knappe Überblick über die beiden Probleme – einmal der sprachlichen Voraussetzungen des Menschen, zum anderen der menschlichen Voraussetzungen der Sprache – zeigt, daß ihre Behandlung zu zwei entgegengesetzten Grundannahmen führt: Der Mensch wird entworfen einmal als ein von Sprache eingehülltes Individuum, zum anderen als ein selbsttätiges Subjekt, das aus sich selbst heraus die Sprache erzeugt. Der offensichtliche Widerspruch zwischen beiden Entwürfen ist zwar kein logischer; aber er zeigt eine antinomische Struktur des Denkens über die Verschränktheit von Subjekt, Objekt und Medium des Denkens an, die so eng ist, daß sie einer scharfen analytischen Betrachtung wenig Spiel läßt. Es erscheint fraglich, ob wissenschaftliche Theorien diesen Bereich aufzuklären imstande sind. Erste Zweifel daran schrieb bereits Humboldt nieder: «Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dass man wohl noch keine Sprache . . . in dem flutenden Werden ihrer Formen überrascht hat.»²¹ In meinen kritischen Bemerkungen habe ich versucht, ein anderes Bild von der Sprache zu entwerfen, das deren Vieldeutigkeit und Widersprüchlichkeit reflektieren soll – dies im Gegensatz zum modellhaften und idealisierenden Vorgehen von Theorien: Die Sprache ist an Sprechen und damit an Personen gebunden. Insofern hat sie wesentliche anthropologische Voraussetzungen; aber diese sind weder solipsistisch noch auf den Menschen als Gattungswesen bezogen. Die hier gewählte Betrachtungsebene ist die des Inter-Personalen. Zugleich mit dieser Fragerichtung muß die entgegengesetzte, das Problem der sprachlichen Voraussetzungen des Menschen, verfolgt werden. Wenn es dabei zu Unverträglichkeiten oder sogar Widersprüchen der Annahmen kommen soll, werden wir nach einer Lösung suchen, wie diese zu behandeln seien. Zunächst wird es um eine systematische Kritik an einem fundamentalen Konzept der Sprachtheorie gehen: dem Begriff der Regel. Die erste Folgerung daraus wird sein, daß die Geltung der wissenschaftlichen Behandlung von Sprache wesentlich eingeschränkt wird. Die zweite wird darin bestehen, die anthropologischen Voraussetzungen der Sprache auszuarbeiten; dies wird in den darauf folgenden Abschnitten geschehen.

Wie kann man einer Regel folgen?

Korrektes Sprechen gilt als der exemplarische Fall für regelgeleitetes Handeln überhaupt. Jeder Sprecher ist fähig, Beispiele für regelkonformes Sprechen zu bilden. Er verfügt, so sagt man, über eine Menge syntaktischer, semantischer, pragmatischer Regeln, die er in seiner Praxis anwendet. Seine Sprachproduktion ist korrekt aufgrund der Tatsache, daß er sich dabei von Regeln hat leiten lassen. Man hatte die ganze Tragweite von Wittgensteins Auseinandersetzung mit dem Regelfolgen in den «Philosophischen Untersuchungen»²² nie vollständig begriffen, bis Kripke²³ in einer außerordentlich subtilen Interpretation gezeigt hat, daß hier ein für die übliche Regelauffassung vernichtender Nachweis erbracht wird: Die Annahme, daß wir beim Sprechen von Regeln geleitet werden, ist ein Irrtum. Wir haben uns von Regeln und ihren Funktionen ein vollkommen falsches Bild gemacht.

Kripkes Rekonstruktion des Wittgensteinschen Arguments hat gezeigt, daß der Begriff der sozialen Regel für die Wissenschaften vom Menschen in der Weise, wie er fast immer verwendet wird, unbrauchbar ist. Es liegt nämlich eine Verwechslung der Verwendungsweisen von «Regel» vor, die ihren Ursprung in der «Polysemie» dieses Begriffs hat, auf die Bourdieu²⁴ und Lenk²⁵ bereits früher aufmerksam gemacht haben: Es lassen sich vier verschiedene Verwendungsweisen von «Regel» unterscheiden:

- (1) als explizit anerkannte soziale Norm;
- (2) als ein von einer Wissenschaft erarbeitetes theoretisches Modell zur Erklärung sozialer Praxisformen;
- (3) als ein der sozialen Praxis immanentes Anwendungsschema, das sich im Verhalten manifestiert, nicht im Bewußtsein vorfindet;
- (4) als naiv-theoretisches Konzept, als eine Art «Image» einer Regelstruktur, das die Handelnden in ihren Selbstinterpretationen verwenden.²⁶

Weder im Verständnis der Regel als «Image» noch im ersten als festgelegter sozialer Norm (z. B. «Liebe Deinen Nächsten!») wird von der Regel behauptet, daß sie die Form des Handelns bis in die Einzelheiten bestimmt. Die Fälle 2 und 3 werden in den Wissenschaften vom Menschen oft miteinander vermischt. Regeln, die den Handelnden zugeschrieben werden, sind vielfach nichts anderes als wissenschaftliche Konstrukte, werden aber in einer objektivistischen Auffassung so behandelt, als seien sie autonome Realitäten, die gesellschaftliche Wirklichkeit besitzen. Regelhaftes Handeln hat keine Korrelate in der Psyche der Handelnden; seine Besonderheiten verdanken sich nicht einem

Abhängigkeitsverhältnis Regel – Handelnder, sondern sind Merkmale der gesellschaftlichen Praxis. Diese ist es, die eines anderen Verständnisses bedarf. Überall, wo sie den Eindruck hervorruft, Anwendung expliziter, im Bewußtsein der Handelnden gegenwärtiger Regeln zu sein, handelt es sich – nach Quine – um nichts anderes als um ein «fitting», ein Hineinpassen des Handelns in bestimmte Regelschemata. Wenn man dieses nun so darstellt, daß es regelgeleitet sei, müsse präzisierend hinzugesetzt werden: «Alles geschieht so, als ob...»²⁷ – Eine merkwürdige Formel, die sonst dafür verwendet wird, ein Spiel zu kennzeichnen.

Der Charakter der Uneigentlichkeit, der durch das Als-ob angegeben wird, ist schon früher beobachtet worden, von Nietzsche. «Die ›Regelmäßigkeit‹ der Aufeinanderfolge ist nur ein bildlicher Ausdruck, wie als ob hier eine Regel befolgt werde: kein Tatbestand.» Nietzsche läßt dieser Einsicht eine radikale Konsequenz folgen: «Der Fehler steckt in der Hineindichtung eines Subjekts.»²⁸ Die Regelmäßigkeit eines Handelns erkennt man daran, daß es den anderen bekannten Fällen, an denen die Regel aufgetreten ist, gleicht. Im Handeln selbst ist diese Gleichheit freilich nicht gegeben: «... der Geist will Gleichheit; d. h. einen Sinneneindruck subsumieren unter eine vorhandene Reihe: ebenso wie der Körper Unorganisches sich *assimiliert*. . . der Wille zur Gleichheit ist der Wille zur Macht – der Glaube, daß etwas so und so sei . . . ist die Folge eines Willens, es *soll* so viel als möglich sein.»²⁹

Die Feststellung von Gleichheit wird von Nietzsche nicht als Ergebnis des Vergleichens aufgefaßt, sondern als dessen Voraussetzung: Die dekretierte Gleichheit der Urteile ist die Bedingung des Urteilens über Gleichheit. Nach seinen Vorstellungen liegt der Prozeß, in dem erste Gleichheiten hergestellt werden, auf einer sehr tiefen Ebene, der organischen: «Alles Denken, Urteilen, Wahrnehmen als Vergleichen hat als Voraussetzung ein ›Gleich-setzen‹, noch früher ein ›Gleich-machen‹. Das Gleich-machen ist dasselbe, was die Einverleibung der angeeigneten Materie in der Amöbe ist.»³⁰ Von einer ganz anderen Position herkommend, wird Rosenstock-Huessy später den gleichen Gedanken wie Nietzsche in nahezu denselben Worten wie dieser aussprechen: «Gleichmachende und ordnende Kraft . . . waltet auch bei Einverleiben der Außenwelt: unsere Sinneswahrnehmungen sind bereits das Resultat dieser Anähnlichung und Gleichsetzung in bezug auf alle Vergangenheit in uns . . .»³¹

Die Wittgensteinsche Kritik der Regel wird in den «Philosophischen Untersuchungen» im Zusammenhang der Ablehnung einer privaten Sprache und der Diskussion der Empfindungswörter ausgearbeitet.³²

Was soll eine «private Sprache» sein? Es ist eine Sprache, zu deren definierenden Merkmalen es gehört, daß sie nur von einer Person verwendet werden kann. Es ist also nicht einmal vorstellbar, daß ein anderer als ihr Benutzer sie verstehen könnte.³³ Mit dieser Definition wird ausgeschlossen, daß sich die Privatsprache auf direkt beobachtbare Gegenstände bezieht; sie bezeichnet Objekte, die nur einer «unmittelbaren Erkenntnis», einer Art «innerem Sinn» oder «innerer Erfahrung», zugänglich und also selbst privat sind. «Das Wesentliche am privaten Erlebnis ist eigentlich nicht, daß Jeder sein eigenes Exemplar besitzt, sondern daß keiner weiß, ob der Andere auch *dies* hat, oder etwas anderes.»³⁴ In der Privatsprache könnten also Erfahrungen sprachlich ausgedrückt werden, die für jeden anderen als den Sprecher unzugänglich sind. «Inwiefern sind nun meine Empfindungen *privat*? – Nun, nur ich kann wissen, ob ich wirklich Schmerzen habe; der Andere kann es nur vermuten.»³⁵

In der Frage nach der Möglichkeit einer privaten Sprache steckt das allgemeine Problem: Kann ein isoliertes Individuum eine Regel festlegen und dann allein für sich anwenden? Wie würde eine solche Verwendung vor sich gehen? Wittgenstein diskutiert diese Frage an einem hypothetischen Beispielfall³⁶:

«Stellen wir uns diesen Fall vor: Ich will über das Wiederkehren einer gewissen Empfindung ein Tagebuch führen. Dazu assoziiere ich sie mit dem Zeichen «E» und schreibe in einen Kalender zu jedem Tag, an dem ich die Empfindung habe, dieses Zeichen.» Nur ich allein habe Zugang zu dieser Empfindung, das Zeichen «E» bezeichnet einen einzigartigen Gegenstand. Die Definition von E hat privaten Charakter: «Ich will zuerst bemerken, daß sich eine Definition des Zeichens nicht aussprechen läßt. – Aber ich kann sie doch mir selbst als eine Art hinweisende Definition geben! – Wie? kann ich auf die Empfindung zeigen? – Nicht im gewöhnlichen Sinne. Aber ich spreche, oder schreibe das Zeichen, und dabei konzentriere ich meine Aufmerksamkeit auf die Empfindung – zeige also gleichsam im Innern auf sie... dadurch präge ich mir die Verbindung des Zeichens mit der Empfindung ein.» Bewirkt dieser Vorgang, daß ich mich in Zukunft «*richtig* an die Verbindung erinnere»? «Aber in unserm Fall habe ich ja kein Kriterium für die Richtigkeit. Man möchte hier sagen: richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von «richtig» nicht geredet werden kann.»

In meiner inneren Erfahrung sind das Richtige und alles, was ich nur für richtig halte, nicht voneinander unterscheidbar. «Und der Regel zu folgen *glauben* ist nicht: der Regel folgen. Und darum kann man nicht

der Regel *privatim* folgen, weil sonst der Regel zu folgen glauben dasselbe wäre, wie der Regel folgen.»³⁷ Der Fehler meines Vorgehens liegt darin, daß es sich ausschließlich in meinem Inneren abspielt und sich nicht äußerlich ausdrückt. Man macht sich eine falsche Vorstellung von Empfindungen, wenn man sie für Gegenstände innerer Erfahrungen eines isolierten Subjekts hält. «Ein *innerer Vorgang* bedarf äußerer Kriterien.»³⁸

Als Teil der «Lebensformen» unserer Sprachgemeinschaft haben Empfindungsausdrücke ihren Platz innerhalb des Systems der Praktiken, die wir mit den anderen gemeinsam haben; «*der Regel folgen* (ist) eine Praxis»³⁹. Es gibt unabhängig von den Individuen eine «Grammatik» gemeinsamer Handlungen und «Sprachspiele», die den Ort der Empfindungsausdrücke festlegt. Entsprechend muß für «E» der Ort schon vorbereitet sein, wenn der Empfindungsausdruck eingeführt wird. Ich muß fähig sein, die Empfindung, die mit «E» bezeichnet wird, zu identifizieren und wiederzuerkennen. In meiner Praxis geschieht dies ganz selbstverständlich: «Wie weiß ich, daß die Farbe dieses Papiers, die ich *weiß* nenne, dieselbe ist wie die, die ich gestern hier gesehen habe? Dadurch, daß ich sie wiedererkenne; und dieses Wiedererkennen ist meine einzige Quelle für dieses Wissen. Dann *bedeutet* *daß sie dieselbe ist*, daß ich sie wiedererkenne.»⁴⁰ Daß die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft in ihren Urteilen übereinstimmen, ist nicht die Folge einer vorangegangenen Regelfestlegung; noch weniger wird die Übereinstimmung allein durch die Konstanz des erkannten Gegenstandes bewirkt. Sondern sie ist die *Voraussetzung* dafür, daß Gegenstände identifizierbar und wiedererkennbar sind. «Zur Verständigung durch die Sprache gehört nicht nur eine Übereinstimmung in den Definitionen, sondern (so seltsam dies klingen mag) eine Übereinstimmung in den Urteilen» und in der Handlungspraxis.⁴¹

Dies ist die erste radikale Konsequenz des Privatsprachen-Arguments; die zweite konstatiert eine merkwürdige Differenz zwischen der Empfindungssprache über meine eigene Psyche und derjenigen über fremde Personen. Psychische Zustände von anderen kann ich nur identifizieren, wenn ich äußere Kriterien zu Hilfe nehme, die freilich verschiedener Art sein können. In meinem eigenen Fall hingegen bedarf ich keiner Kriterien. In der 1. Person verwendet, ersetzt die Sprache über Empfindungen den Gefühlsausdruck; in der 3. Person schreibt sie anderen Gefühle zu.

Wittgenstein geht es in seinem Argument nicht in erster Linie um einen Angriff auf die Behauptung einer privaten Sprache, sondern, wie S. Kripke zeigt, um einen fundamentalen Zweifel an einer für selbstver-

ständig gehaltenen Annahme der Philosophie: daß menschliches Handeln, insbesondere Sprechen, regelgeleitet ist. Die meisten Erklärungen oder Beschreibungen von Handeln als einem Regelfolgen laufen auf die Annahme einer «besonderen inneren Erfahrung» oder eines Bewußtseinsprozesses hinaus, in dem eine «Handlungsweise mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen sei». ⁴² Diese *innere* Tatsache aber, die uns die unverwechselbare und kontrollierbare Evidenz geben würde, daß wir tatsächlich der Regel folgen, gibt es nicht. Selbst wenn es sie gäbe, würde sie nichts erklären, denn ein innerpsychischer Zustand könnte keinerlei Garantie dafür geben, daß er korrekt vollzogen worden ist. Die *äußere* Tatsache, daß eine bestimmte Handlung regelkonform ist, liefert nicht den Beweis dafür, daß bei ihrem Zustandekommen die entsprechende Regel angewendet worden ist. Die regelgerechte Form der Handlung kann auch das Resultat eines Nicht-Standardgebrauchs sein.

Wittgensteins «radikale Skepsis» (Kripke) bezweifelt, daß «irgendeiner unter uns mit seinem *endlichen* Bewußtsein Regeln begreifen kann, die auf *unendlich* viele Fälle anwendbar sein sollen» ⁴³. Regeln können es nicht sein, welche die Gleichheit von Handlungen, insbesondere von Sprachgebräuchen herstellen. Anders als die einfache Sprachskepsis, wie sie von Mauthner bis K. Kraus vorgebracht wurde, die am Regelbegriff festhielt und auf Sprachreinigungsprogramme setzte, bedroht das hyperskeptische Argument ⁴⁴ die «Möglichkeit sinnvollen Sprachgebrauchs überhaupt» ⁴⁵. Es stellt letztlich die menschliche Fähigkeit, einer Regel zu folgen, in Frage. Seine Stärke und Reichweite verbieten eine simple Auflösung; Wittgenstein entwirft vielmehr eine Art des Denkens, das es dem Philosophen erlaubt, das Argument anzuerkennen, ohne die Möglichkeit von Sprache selbst zu bezweifeln.

In Kripkes Deutung schlägt er eine «skeptische Lösung» vor: Es bedarf überhaupt nicht der Rechtfertigung oder Begründung, wie sie vom Skeptiker bestritten wird. ⁴⁶ Anstatt nach den Bedingungen der Wahrheit von Aussagen zu fragen, stellt er sich jetzt das Problem, unter welchen Bedingungen wir berechtigt sind, einen bestimmten «sprachlichen Zug» in einem Sprachspiel zu machen. ⁴⁷ Die Bedingungen der Rechtfertigung entscheiden darüber, ob ein sprachlicher Ausdruck korrekt verwendet worden ist; über das Bestehen des jeweils behaupteten Sachverhalts sagen sie nichts aus. Nach der skeptischen Lösung begnügt sich die Sprachtheorie damit, aufzuklären und zu beschreiben, wie sprachliche Ausdrücke eingeführt und gebraucht werden, wie die Sprache über innere Zustände funktioniert und welche Rolle diese spielt. Das Problem des Regelfolgens kann man sinnvollerweise nicht mehr stellen: «Wenn ich der Regel folge, wähle ich nicht. Ich folge der Regel *blind*.» ⁴⁸

Heißt dies, daß wir nun nicht mehr von unserem Handeln sagen können, wir seien dabei einer Regel gefolgt? Unter bestimmten Umständen könnte diese Behauptung für uns durchaus einen Sinn haben, nicht im Sinne einer Begründung, sondern eines naiven Konzepts (vgl. oben das vierte Verständnis «Regel»), das uns manchmal zur Rechtfertigung dienen kann.

«Wie kann ich einer Regel folgen?» – wenn das nicht eine Frage nach den Ursachen ist, so ist es eine nach der Rechtfertigung dafür, daß ich so nach ihr handle.

Habe ich die Begründungen erschöpft, so bin ich nun auf dem harten Felsen angelangt, und mein Spaten biegt sich zurück. Ich bin dann geneigt zu sagen: «So handle ich eben.»

(Erinnere Dich, daß wir manchmal Erklärungen fordern nicht ihres Inhalts wegen, sondern der Form der Erklärung wegen. Unsere Forderung ist eine architektonische; die Erklärung eine Art Scheingesims, das nichts trägt.)»⁴⁹

Die inter-personale Ebene

Gemeinsames Sprechen kann nicht mehr mit der Kraft der Regeln, denen die einzelnen Personen folgten, begründet werden. Da es keinen anderen Halt gibt, an dem entlang es sich konstituieren kann – die Welt der Dinge und der Wörter hat diese Funktion seit langem verloren⁵⁰ –, geschieht dies in einem wachsenden Konformitätszwang, aufgrund eines verstärkten inneren Zusammenhalts der Sprachgemeinschaft. Sobald wir am Sprechen einer Sprache teilnehmen wollen, sind wir eingebunden in das Miteinander der Sprachgemeinschaft, aus dem wir uns nicht befreien können. Wenn unsere regelhaften Handlungen nicht mehr als Ergebnisse von Entscheidungen, bestimmten Regeln zu folgen, von kognitiven Prozessen und praktischen Urteilen über die Anwendbarkeit dieser Regeln angesehen werden können, muß ihre Regularität in viel zwingenderen und unmittelbarer greifenden Mechanismen begründet liegen. In Begriffen von *Kommunikation* erscheint die Sprache als ein inflationärer Kreislauf von Sprecher–Hörer–Sprecher... – Zyklen, deren Schemata die Lawine der Sprachproduktionen nicht unter Kontrolle zu bringen vermögen. Das Miteinander, das im Sprechen hergestellt wird, ist kein einfacher Informationsaustausch innerhalb eines Systems, sondern ein komplexer Vorgang zwischen Personen, die in bestimmten Beziehungen zueinander stehen.

Aus dem hyperskeptischen Argument kann man – abgesehen von der nicht ernst zu nehmenden Annahme, Sprechen sei überhaupt kein regelhafter Prozeß – zwei Möglichkeiten in Betracht ziehen:

Zuerst, es gäbe keine Gleichheiten zwischen den Sprechern derselben Sprache. Unter diesem Gesichtspunkt ist aber nicht zu begreifen, warum man überhaupt miteinander spricht.

Die zweite Konsequenz bringt den inneren Zwang der Sprache ans Licht: Wenn es nicht Regeln sind, die die Gleichheit des Sprechens herstellen, dann muß das Verhältnis umgekehrt und angenommen werden, daß schon eine wesentliche Gemeinsamkeit hergestellt worden ist, bevor eine Person die Sprache regelhaft verwendet. Den ersten regelhaften Sprechhandlungen muß eine lange Geschichte des Erleidens vielfältiger Einflußnahmen und Einwirkungen vorhergehen. Worin besteht die *menschliche* Voraussetzung der Sprache, die sich schon im ersten gemeinsamen Sprechen zeigt? «Im Anfang ist die Beziehung.» Dies ist – in der Formulierung Martin Bubers – der Grundsatz der dialogischen Auffassung der Sprache, die viel schärfer als andere Theorien die konstitutive Rolle des Miteinander der Menschen für das Sprechen erfaßt.⁵¹

Für die dialogische Auffassung von Sprechen und Erkennen stellt sich ein schwieriges Problem: Wie hängt das Geflecht sozialer Beziehungen, die den Dialog konstituieren, mit den je individuellen Gefühlszuständen der einzelnen Dialogteilnehmer zusammen? Zum Beispiel die soziale Einstellung des Mitleids mit den Schmerzen einer Person: Gewöhnlich wird angenommen, die Wahrnehmung der Schmerzen eines anderen wirke auf den Sprecher wie eine Kausalursache und rufe Mitleid hervor. Nach der Wittgensteinschen Kritik an der Privatsprache ist diese Auffassung, wie wir gesehen haben, nicht haltbar: Einem anderen kann ich Empfindungen nur zuschreiben, aber worin diese bestehen, weiß ich nur von meinen *eigenen* Gefühlen. Der Skeptiker würde in diesem Fall behaupten, es gebe keine Brücke von *seinen* Schmerzen zu *meiner* Mitleids-Einstellung.

Kripke zeigt, daß Wittgenstein bei seiner Diskussion der Problematik des Fremdseelischen («other minds») ähnlich wie im Fall der Privatsprachenkritik vorgeht. Wieder wird der skeptische Standpunkt angenommen: Wenn wir einem anderen Schmerzen zuschreiben, stellen wir uns vor, daß *wir* Schmerzen empfinden – unsere eigenen Schmerzen. An diesem solipsistischen Grundgedanken hält Wittgenstein fest. Aber er zeigt, wie der Solipsismus in ein Modell inter-personeller Beziehungen integriert wird. Unsere Einstellung zu den anderen wird nicht von deren Empfindungen hervorgerufen; denn unsere Gefühle nehmen nicht auf die anderen, sondern nur auf uns selbst Bezug. Hingegen können wir

die Bereitschaft zu einer «imaginative ability» (Kripke) dem anderen gegenüber haben, uns nämlich in *seine* Situation zu versetzen. Mit der Zuschreibung von Empfindungen einem anderen gegenüber gehen wir noch nicht über unsere Person hinaus; wir lassen noch keine Bereitschaft erkennen, uns an seine Stelle zu versetzen. Dieser Schritt setzt voraus, daß (logisch) vorgängige Beziehungen zwischen ihm und mir bestehen, aus denen dann zum Beispiel Mitleid entstehen kann.

Die skeptische Lösung, die Wittgenstein vorschlägt, kehrt die übliche Reihenfolge um: Die Tatsache, daß wir einem anderen Schmerzen zuschreiben, ist nicht der Grund dafür, daß wir mit ihm Mitleid haben. Sondern weil wir Beziehungen zu ihm aufgenommen haben, sind wir bereit, uns in der Vorstellung an seine Stelle zu versetzen und ihm Gefühle zuzuschreiben. So entsteht mein Mitleid mit einem Leidenden aus unseren gemeinsamen inter-personalen Beziehungen.⁵²

Aus der Diskussion der fremdseelischen Empfindungen geht deutlich hervor, daß zwischen Ich und Du, obwohl sie sich in einem gemeinsamen Beziehungsgeflecht befinden, eine scharfe Grenze gezogen ist. Das Ich ist, im Dialog mit dem Du, diejenige Instanz, die Empfindungen besitzt. Aber das Ich ist gegenüber dem Du – auch dies zeigt Wittgensteins Diskussion – vollkommen unbestimmt. Es verbindet sich nicht mit einer bestimmten Person: Wenn ich sage: «Ich habe Schmerzen», wende ich nicht einfach ein Prädikat auf ein Objekt an, das «mein Selbst» genannt wird und ein Objekt unter anderen Objekten ist.⁵³ Meine Worte ersetzen den vorsprachlichen Empfindungsausdruck wie Stöhnen, Schreien etc., und sie beziehen sich auf keine Entität, sie werden nicht einem Etwas zugeschrieben. Das *Ich* in Aussagen über Empfindungen hat den besonderen Charakter eines «something not to be identified with any entity picked out in any ordinary manner»⁵⁴.

Mit der Unbestimmtheit des Ich hängt seine zweite Eigenschaft zusammen: Ich-Sätze über Empfindungen gelten unter bestimmten Bedingungen ohne jede weitere Prüfung als korrekte Sätze. Wenn ein Individuum die üblichen Kriterien für die Beherrschung der Empfindungssprache im allgemeinen erfüllt hat, respektieren wir seinen Anspruch, wenn es behauptet, eine neue Art von Empfindungen zu haben, «selbst wenn die Empfindung mit nichts öffentlich Beobachtbarem korreliert ist. Dann wird das einzige «öffentliche Kriterium» für ein solches Bekenntnis das ehrliche Bekenntnis selbst sein.»⁵⁵ Auch «den aufrichtigen Anspruch des Subjekts», in einem besonderen Fall einer Regel zu folgen⁵⁶, deren Beherrschung es bereits unter Beweis gestellt hat, kann die Sprachgemeinschaft selbst als «ein neues Kriterium für die Korrektheit seines Anspruchs» anstelle der üblichen Kriterien akzeptieren.⁵⁷

Insbesondere geschieht dies bei Sätzen wie «Ich habe Schmerzen» und «Ich habe geträumt». Wesentliche Voraussetzung dieser liberalen Handhabung von Kriterien ist, daß die Sprachgemeinschaft den Sprecher akzeptiert und aufgenommen hat. Überall, wo Regelbeherrschung schwer oder gar nicht zu prüfen ist, wird sie bei ihm einfach «auf der Basis seiner Mitgliedschaft in der Sprachgemeinschaft» vermutet.⁵⁸

Dem Subjekt gibt diese Liberalität einen gewissen Spielraum frei, innerhalb dessen es sich eine persönliche Verfügung über die Ausdeutung von Sprachregeln schaffen kann, deren Verwendung ihm von der Sprachgemeinschaft weitgehend überantwortet worden ist. Es hat die Möglichkeit, sich eine Anwendungsdomäne von Regeln zu schaffen, in der es selbst praktisch die einzige Kontrollinstanz ist. Die ausschnittshafte Verfügung über die Sprache, die das Individuum so erlangt, erlaubt die Bildung von «subjektivem Wissen».⁵⁹

Wittgensteins Diskussion der Sprache über Empfindungen vereinigt zwei Grundsätze, die man für unvereinbar genommen hat: Zuerst hält er an dem solipsistischen Grundsatz fest, daß die Empfindungen des Ich vor denen der anderen ausgezeichnet sind; sie allein sind für den Sprecher erfahrbar, freilich nicht in direkter, unmittelbarer Weise. Das Ich kann eigene Erfahrungen geltend machen und diese seinem sozialen Verhalten zugrunde legen. Seine Haltung gegenüber Fremdseelischem ist von anderer Qualität, als wenn es nur Zuschreibungsregeln anzuwenden gelernt hätte. Mit diesem Primat der Erfahrung eines – allerdings unbestimmten – Subjekts verbindet Wittgenstein den zweiten Grundsatz, daß Personen in ein Beziehungsgeflecht eingebunden sind. Vor dem Sprechen, insbesondere vor der Zuschreibung von Empfindungen, müssen inter-personale Beziehungen zwischen Ich und anderen konstituiert oder zumindest vorbereitet werden, in einem Stadium der Noch-nicht-Beziehungen zu einer Noch-nicht-Person. Man kann eine solche – hypothetische – Vorform von Dialogen als *Protodialog*⁶⁰ bezeichnen. Wie dieser konstituiert wird und was er zu leisten hat, werden wir weiter unten diskutieren. Wir können hier festhalten, daß in ihm zukünftige Beziehungen des Dialogpartners in statu nascendi angelegt werden.

Mit dem Protodialog wird der Gedanke einer ontogenetischen Vorstufe unterhalb des Dialogs angegeben, von der man annehmen kann, daß sie in irgendeiner Weise durchlaufen werden muß. Man wird kaum behaupten können, daß ein Individuum mit einem Schritt in die Fülle der Beziehungen der sozialen Welt eintritt, und ebensowenig, daß diese allesamt aus dem Subjekt heraus aufgebaut werden. Individuen werden vielmehr in Beziehungen eingeführt, zu ihnen angeregt, verführt, hingeführt. Viele Beziehungen knüpfen an organische Strukturen an und

transformieren sie in soziale; so ist die «Einverleibung» bei Nietzsche und Rosenstock-Huessy und die «Assimilation» bei Piaget zu verstehen. Das Gesicht und die ausgestreckten Hände des kleinen Kindes werden von den Eltern als Appell an ihre Liebe verstanden. Überhaupt ist zu vermuten, daß Gesicht und Hände eine besondere Rolle bei der Umwandlung von Organischem in Soziales und Psychisches spielen. Kleinkinder reagieren ihrerseits mit «Urvertrauen» auf die Zuwendung von seiten der Erwachsenen.

Protodialoge sind auf einer solchen Wechselwirkung aufgebaut; sie können als eine Folge von Einführungssituationen verstanden werden, in der das Kleinkind in ein Beziehungsgeflecht integriert und auf seine Rolle als *Mitmensch* vorbereitet wird. Das Individuum lernt dabei, sich auf andere Personen zu beziehen und bestimmte Einstellungen zu ihnen einzunehmen. Die Geschichte dieses Lernens geht dem Prozeß vorher, in dem das Kind lernt, Empfindungen zu haben und den anderen Empfindungen zuzuschreiben.

Im Protodialog wird eine Verteilung des Sprechens über die drei grammatischen Personen und ihre Einfügung in die symbolische Ordnung vorbereitet. Die Anteile von Ich, Du und Er am Sprechen sind unterschiedlich; ebenso verschiedenartig ist ihre Charakterisierung: Das Kleinkind muß lernen, als Sprechender zu sich selbst «ich» zu sagen, sich in der Sprache und durch die Sprache als Subjekt hinzustellen und sein *ego* zu begründen (Benveniste). Aber vorher sagen ihm die anderen, daß er ein so-und-so beschaffenes «ich» ist; sie nehmen das Kind in die symbolische Ordnung auf und sagen ihm, wer es ist; sie geben ihm mit dem Namen zugleich eine Adresse. Später wird die Bindung seiner Äußerungen an seine Person nicht mehr rückgängig gemacht. Sie wird, im Gegenteil, weiter ausgearbeitet: Das Ich wird verstehen lernen, daß die gesamte Sprache der Empfindungen sich um das Ich herum bewegt – um sein Ich wie um das Ich der anderen. Es wird seinen persönlichen Spielraum im Sprachgebrauch entdecken und ihn auszunutzen versuchen.

Aber aufgrund seiner Unbestimmtheit bleibt das Ich vom Du abhängig, weil es nur von einem anderen erfahren kann, welche Art Person es ist. In der Fähigkeit, das sprechende Ich festzulegen, liegt der mögliche Wille zur Macht des anderen begründet, der nach Nietzsches Gedanken die Fundamente der Sprache prägt. Ein anderer Ansatzpunkt der Macht ist die Festlegung der Gleichheit, das Moment, das eine Regel konstituiert. Er liegt in der Intervention des Du, selbst wenn diese höchst zurückhaltend oder sogar verborgen vorgenommen wird.⁶¹ Zwischen Ich und Du entfaltet sich schon im Protodialog ein «Machtspiel».

Was ist mit dem Er im beginnenden Dialog? Es ist diejenige Person, über die Ich und Du sprechen, über die sie sich gemeinsam verständigen. Es ist eine Schöpfung aus dem Dialog, über die Ich und Du sich einig sind und im Prinzip gleich viel wissen können. Aus diesem Grunde macht sich in Romanen der fiktive Erzähler, der die Handlungen und Gedanken einer dritten Person erzählt, den angesprochenen Leser (das Du) zum Komplizen; er verspricht ihm, daß er über das Er ebensoviel wissen wird wie er selbst. In diesem gemeinsamen Wissen können beide eine Position einnehmen, die dem Wissen des erzählten Er über sich selbst überlegen ist. Wenn hingegen das Ich erzählt wird, appelliert es an den Leser, um sich deuten zu lassen und Verständnis in seine Geschichte zu bringen: Dem Du wird die Macht über das Erzählte in die Hände gespielt. Umgekehrt verhält es sich in dem seltenen Fall, in dem in der Du-Form erzählt wird: Hier wird der Leser in die Rolle des Ich gedrängt; der Autor deutet die erzählten Ereignisse nur an, er stellt sie nicht als wirklich dar, er behauptet – im Unterschied zu allen Er- oder Ich-Erzählungen – nie, daß sie geschehen seien: Es ist an dem Leser, sich auf den leeren Platz der Hauptperson zu stellen.⁶²

«Eine Sprache ohne Ausdruck der Person ist unvorstellbar.»⁶³ Die Person ist nicht nur in der Verwendung der Sprache, sondern auch in ihren grammatischen Formen eingeschrieben: Benveniste stellt die drei Satztypen Aussage-, Interrogativ- und Imperativsatz als drei Grundverhaltensweisen des Sprechenden dar, denen drei zwischenmenschliche Funktionen des Diskurses und drei Haltungen des Sprechers korrespondieren. Vermutlich hat kein Sprachwissenschaftler – Humboldt ausgenommen – genauere und tiefere Einsichten in die Personenbindung des Sprechens formuliert als er. In wesentlichen Bereichen der Grammatik entdeckt er Spuren der Subjektivität der Sprecher, insbesondere in den grammatischen Vergangenheitszeiten⁶⁴: Das Perfekt, so zeigt er, ist das Tempus des subjektiven Erzählens, die subjektive Vergangenheit; der Aorist und das passé simple objektivieren die dargestellten Ereignisse, indem sie diese von der Gegenwart ablösen.

Die Saussuresche System-Linguistik gibt er nicht auf, aber er stellt ihr – dies ist seine Lösung aus dem Dilemma, in das er durch seine Entdeckung der grammatischen Wirkung der Subjektivität gerät – eine zweite Linguistik an die Seite: «Es gibt einerseits die Sprache, eine Gesamtheit von formalen Zeichen, die in exakten Verfahren herausgearbeitet wurden, die in Klassen eingestuft und zu Strukturen und Systemen kombiniert werden, und es gibt andererseits die Manifestationen der Sprache in der Kommunikation.»⁶⁵ Die zweite Linguistik nennt er die der «Diskurse», vermag aber nicht anzugeben, worin exakt die Verbindung zwi-

schen beiden Linguistiken bestehen soll. Nur als «Diskurs» wird die Sprache empirisch erfaßt; die «langue» bleibt theoretisches Artefakt; insofern stellt Benveniste Unvergleichbares nebeneinander.

Bereits Humboldt hatte für zwei verschiedenartige Grammatiken plädiert, für eine «logische» und eine der «Rede», die beide ihre Berechtigung haben sollten.⁶⁶ Nicht anders als bei Benveniste stellt sich auch bei Humboldt die Frage, ob die wichtige Erkenntnis der Personen-gebundenheit der Sprache nicht eher zu einer starken Relativierung der System-Linguistik hätte führen müssen. Es hat alle Züge einer Ad-hoc-Lösung, wenn neben die Grammatik eine zweite Linguistik gestellt wird, ohne daß geklärt ist, ob beide miteinander verträglich sind.

Über einige Voraussetzungen des Sprachgebrauchs

Die Gebrauchstheorie

Als Ergebnis unserer Diskussion der Wittgensteinschen Regelkritik habe ich zwei anthropologische Begriffe eingeführt, die in der analytischen Sprachtheorie bisher nicht gebräuchlich sind. Deren Weg war unter Berufung auf Wittgenstein ein anderer: Die Sprachtheorie wurde gereinigt – von Solipsismus, von Metaphysik und Essentialismus; der Begriff der Regel wurde der Rekonstruktion von Sprachgebräuchen vorbehalten. Mit dem «Sprachgebrauch» wurde eine minimalistische anthropologische Kategorie in den Mittelpunkt der Sprachtheorie gerückt und diese fast ausschließlich mit Hilfe von Regel-Rekonstruktionen analysiert, damit aber ihres anthropologischen Bezugs fast völlig beraubt.

Mit der letzten Bemerkung wird schon deutlich, daß der hier entwickelte Ansatz mit den Annahmen der analytischen Sprachtheorie kaum verträglich ist. Die Frage wird sich stellen, ob die Sprache allein mit Hilfe der Kategorien des Gebrauchs und der Regeln erklärt werden kann. Sind nicht in Sprachgebräuchen selbst Ordnungsschemata enthalten, die unsere Weltauffassung und damit die Welt, soweit und insofern sie erfaßbar ist, strukturieren? Sind es Gebrauchs- oder Sprachregeln, die unserer Weltkonzeption eine Struktur geben? Wenn ja, müßte dies in den Situationen geschehen, in denen die Sprache verwendet wird. Denn außerhalb von sozialem Gebrauch in Anwendungssituationen gibt es keine Regeln.

In den vorangehenden Abschnitten wurde die Geltung der üblichen Annahmen über das Regelfolgen im allgemeinen radikal skeptisch zurückgenommen. Im folgenden wird die Frage sein, ob die Annahme von Sprach- und Gebrauchsregeln ausreicht, um das Sprechen einer Sprache zu erklären. Welche Bedingungen muß ein Sprecher erfüllen, damit er bedeutungsvolle sprachliche Ausdrücke produzieren und verstehen kann? Es geht also um die Fähigkeit eines natürlichen Sprechers, Zeichen und Umwelt zu ordnen, Situationen zu bilden und Bedeutungen zu konstruieren. ‹Bedeutung› wird hier nicht in einem wissenschaftlich relevanten Sinn aufgefaßt, sondern es geht um einen um personen-gebundene empirische Sprechereignisse: um die vielfältigen Formen des Redens (z. B. Meinens, Ausdrücken, Kommentieren, Erzählen, Beispielsätze bilden, Nachahmen usf.) und um Verstehen. Die Sprache, die so gut wie jedem Sprecher des Beziehungsgeflechts unterstellt werden kann, strukturiert zum anderen eine Weltkonzeption, die über die Erfahrung von Einzelindividuen hinausgeht und die von allen anderen Sprechern der Gemeinschaft geteilt wird.

Man kann hier ähnlich vorgehen wie bei dem Problem des Regelfolgens: Wittgenstein hatte dort eine Privatsprachen-Behauptung als Gegner für seine Auseinandersetzung konstruiert, die in dieser Form nie behauptet worden war, die aber aufgrund ihrer Klarheit und Schärfe das hyperskeptische Argument zu entwickeln erlaubte. Für den Fall, um den es jetzt gehen soll, können wir eine etwas überspitzte ‹Theorie des Gebrauchs› als These des Opponenten aufstellen, die einige Behauptungen der analytischen Sprachphilosophie in verschärfter Form enthält, aber auch einigen der Wittgensteinschen Vorstellungen nahekommt. Die ‹Gebrauchstheorie der Bedeutung› kann man als eine Art Test ansehen, mit dem Wittgenstein herausfinden wollte, wie weit eine Sprachtheorie reicht, die auf fast alle metaphysischen, erkenntnistheoretischen und anthropologischen Vorannahmen verzichtet, die das Sprechen und Ordnen der Welt allein aus dem Sprachgebrauch von Menschen zu begründen sucht.

Welche Folgerung könnte man daraus ziehen, wenn die Gebrauchstheorie nicht ausreichen würde, Sprechen und Verstehen zu begründen? Vor allem diese: Die radikal gestellte Frage nach den Voraussetzungen einer Theorie der empirischen Produktion und des Verstehens von Bedeutungen hätte keine befriedigende Lösung erbracht, und obwohl nicht auszuschließen ist, daß nicht irgendein Ausweg gefunden werden könnte, wäre wohl eher zu fragen, ob es überhaupt sinnvoll ist, nach einer solchen Minimaltheorie zu suchen.

Die Gebrauchstheorie entsteht aus der Kritik der sogenannten essen-

tialistischen Interpretation von Bedeutungen: Der Lehre, diese seien wesenhafte Entitäten, die vor einem Sprechakt gegeben wären, setzt sie die Auffassung entgegen: «Man kann für eine *große* Klasse von Fällen der Benützung des Wortes «Bedeutung» – wenn auch nicht für *alle* Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.»⁶⁷

Sprachgebräuche kommen aufgrund normierender Regelsetzung zustande. Dabei ist die Sprachgemeinschaft frei in ihren Festsetzungen. «Die Grammatik ist keiner Wirklichkeit Rechenschaft schuldig. Die grammatischen Regeln bestimmen erst die Bedeutung (konstituieren sie) und sind darum keiner Bedeutung verantwortlich und insofern willkürlich.»⁶⁸ Sie werden in der Handlungspraxis unter Kontrolle der Sprachgemeinschaft festgesetzt. Bedeutungen sind dynamisch: situationsabhängig, kulturell, historisch und sozial wandelbar. Wie ein sprachlicher Ausdruck verstanden wird, wird in und aufgrund der Gebrauchssituation entschieden.

Wie wird festgelegt, was für die Dialogpartner als Sprechsituation zu gelten hat? Diese Frage wird weder bei Wittgenstein noch bei den analytischen Sprachtheoretikern beantwortet, nicht einmal gestellt. Sie ist keinesfalls überflüssig; denn Verständigung zwischen Personen setzt voraus, daß die Sprechsituation und der Sprachgebrauch bei Sprechenden und Verstehenden in gleicher Weise geordnet sind. Situation und Gebrauch müssen also selbst regelhafte Züge haben, sie müssen normiert sein. Nur kann diese Gleichheit nicht durch Sprach- oder Gebrauchsregeln hergestellt werden, denn diese setzen sie schon voraus. Die Regelmäßigkeit der Sprachpraxis, die überhaupt erst zu regelgemäßem Sprachgebrauch führen soll, kann nicht durch diesen selbst erzeugt werden. Kann man für diesen Zweck höherstufige Sprachregeln postulieren? Auf der – hypothetischen – Metastufe könnte dann entschieden werden, in welcher Sprechsituation man sich zusammen mit seinem Dialogpartner befindet und durch welche Züge diese gekennzeichnet ist.

Angenommen, mir wird von einem anderen ein Zeichen dieser Form gezeigt: □. Die Situation, in der wir beide uns befinden, ist als erstes dadurch gekennzeichnet, daß mein Partner auf etwas hinweist. Aber worauf? Er kann das Quadrat als elementares Zeichen verwenden, als eine Art Signal. Möglicherweise gebraucht er es als eine Zusammensetzung aus quadratischer Form und weißer Farbe, und er zeigt mir das eine oder das andere. Oder er will mir nur ein besonderes Exemplar einer allgemeinen Form vor Augen führen. Wie kann ich zwischen diesen verschiedenen möglichen Situationszügen entscheiden? Eine Regel kann mir dabei nicht helfen, denn ich müßte sie selbst wieder als die für

diesen Fall geeignete auswählen, und für diese Auswahl benötige ich wieder eine Regel einer wieder höheren Stufe – ich würde so in einen unendlichen Regreß geraten. Dies ist die Falle, in die die Gebrauchstheorie läuft: Jede Erklärung der Gleichheit von Situationen macht notwendigerweise an irgendeiner Stelle von dem Begriff der Sprachregel Gebrauch.

Das Problem der Gleichheit von Situation und Gebrauch läßt sich nicht dadurch beiseite schieben, daß man die Regeln als – nachträglich und zu analytischen Zwecken von einem wissenschaftlichen Beobachter hergestellte – Konstrukte deutet: Wenn man die Tatsache, daß Sprecher und Verstehender über gleiche Situationen und Gebräuche verfügen, erklären und das heißt: in Begriffen von Regeln darstellen will, muß man auch annehmen, daß die Handlungspartner diese Regeln kennen. Denn was der Regelbegriff hier leisten soll, besteht darin, daß er die Auswahl zwischen mehreren Möglichkeiten erklärt.

Wittgenstein selbst vermeidet strikt die Deutung des Gebrauchs in Begriffen der Regel; er wählt einen anderen Weg, der auf den ersten Blick äußerst merkwürdig zu sein scheint. Die Sprachverwendung werde, zumindest im Prozeß des Spracherwerbs, durch «Drill» und «Abrichtung» erlernt. Eine andere Lösung zieht er, obwohl ihn außer einer gewissen terminologischen Nähe nichts mit dem Behaviorismus verbindet, nicht in Betracht. Tatsächlich vollzieht Wittgenstein eine Problemwendung, die bisher kaum einmal verstanden worden ist (am wenigsten von den Vertretern der Generativen Grammatik). Sie ist Teil der von Kripke analysierten skeptischen Lösung und besagt: Es gibt kein Prinzip, das uns eine Erklärung ermöglichte, wie unsere Fähigkeit entsteht, gleiche Sprachgebräuche wie die anderen Mitglieder unseres Beziehungsgeflechts herzustellen und zu erkennen. Was nicht mehr und nicht weniger heißt, als daß wir die Entstehung der Sprache beim Individuum nicht erklären können. Der Spaten ist auf dem «harten Felsen angelangt» und «biegt sich zurück». Es kann höchstens praktisch unterstellt werden, daß es eine Erklärung der Sprachfähigkeit geben müsse. Die skeptische Lösung des theoretischen Problems begnügt sich mit der Konstatierung: «So handle ich eben.»⁶⁹

Es bleibt noch eine offene Frage: Worin besteht die Fähigkeit, zu der ein Schüler abgerichtet wird? Situationen sind keine beliebigen, sondern vermutlich standardisierte Gebilde. Selbst wenn man für sie keinen Lernvorgang angeben kann, müßte es möglich sein, einzelne Züge von ihnen zu spezifizieren, die bei der Bedeutungskonstruktion wesentlich verwendet werden. In diesem Sinne verstanden, bilden sie *bedeutungskonstitutive Rahmen*. Wenn Bedeutungen erlernt werden, müssen

solche Rahmen bereits, zumindest rudimentär, angefertigt worden sein. Spracherwerb besteht nicht darin, daß Zeichen in die Welt eingefügt werden, sondern ist primär ein sprachkonstitutives Handeln, das zu einer Herstellung von Rahmen führt. Man wird die weltprägende oder -erzeugende Kraft der Sprache nicht mehr ohne Einschränkung behaupten können. Ohne in einen erklärenden Ansatz zurückzufallen, müssen wir uns fragen, welche Eigenschaften ein Individuum besitzen muß, um bestimmte Rahmen herstellen zu können. Da dies nach unseren Überlegungen nicht in einem kognitiven Prozeß geschehen kann, müssen wir im Verhalten des Individuums nach diesen Eigenschaften suchen: Wir können hieran erkennen, welche Ordnung ein Lernender schon mitbringt, wenn er seine Umwelt ordnet und eine Situation identifiziert.

Bedeutungskonstitutive Rahmen

Einer kann ein Spiel lernen, das er nie gespielt hat. Wenn er aber noch nie ein Spiel gespielt hat, kann er es nicht auf dieselbe Weise lernen; aber er muß etwas können, um allmählich daran teilzunehmen.⁷⁰ Aus der Piagetschen Entwicklungspsychologie kann man eine Reihe von Hinweisen auf geistige Prinzipien erhalten, nach denen Kinder die Welt ordnen. Darunter kann man auch solche erkennen, die, in unserer Terminologie, zur Herstellung von Rahmen verwendet werden. Piaget ist freilich für unser Vorhaben eine etwas heikle Referenz, weil er selbst einen kognitiven Erklärungsansatz verfolgt. Es geht ihm auch nicht um die Entstehung von bedeutungskonstitutiven Rahmen. Was ihn und seine Schule interessieren, ist die Genese des Denkens; auf die Herausbildung intelligenter Strukturen läuft für ihn die kindliche Entwicklung quasi teleologisch zu. Die Sprache – so stellt sich in seinen Untersuchungen heraus – spielt dabei eine nur untergeordnete Rolle⁷¹; in seinem Konzept wird die Abhängigkeit der Sprache vom Denken favorisiert. Der Vorteil der Piagetschen Untersuchung für unseren Zweck liegt in ihrem experimentellen Zugang, in der klaren Interpretation der dort erhaltenen Daten und in seinem Grundgedanken, daß alle wesentlichen Prinzipien des Denkens vom Individuum selbst hergestellt werden.

Aus Piagets Werk lassen sich viele Aufschlüsse über die Herstellung von Rahmen gewinnen. Für den Zweck, der hier interessiert, wähle ich eine experimentelle Arbeit einer Schülerin von ihm, in der die Abhängigkeit von Rahmen und Sprachgebrauch geradezu exemplarisch deutlich wird.⁷² Für Piaget ist diese Untersuchung außerordentlich wichtig,

weil er in ihr eine der schlüssigsten Bestätigungen seiner These von der Abhängigkeit der Entwicklung der Sprache von der des Denkens sieht. Gegenüber dieser Interpretation werde ich später noch einige Einwände erheben; aber zunächst soll die Untersuchung Sinclairs in Auszügen dargestellt werden.

Sinclair überprüft in ihrer Untersuchung die Hypothese Piagets, daß die Entwicklung des Denkens an die «semiotische Funktion» der Intelligenz gebunden ist und nicht an den Erwerb spezieller sprachlicher Mittel. Als besonderen Fall wählt sie die Genese der Fähigkeit, Mengenerhaltung zu erkennen und Reihen zu bilden. In Piagets Konzeption markiert die «Entdeckung der Mengenerhaltung» einen bedeutenden Umbruch in der Entwicklung des kindlichen Denkens, der den Übergang von der «präoperatorischen» zur «operatorischen» Intelligenz, insbesondere zur «Dezentrierung», markiert. Beeinflußt diese neue Organisation des Denkens die Verwendung der Sprache? Oder ist es umgekehrt möglich, daß der Erwerb entsprechender sprachlicher Ausdrücke, zum Beispiel von Größen- und Mengenbezeichnungen, Auswirkungen auf das Denken hat? Diese beiden konkurrierenden Annahmen werden von Sinclair nacheinander geprüft.⁷³

In der ersten Serie des eigentlichen Experiments stellt Sinclair folgendes Problem: Den Kindern des voroperatorischen Stadiums sollen die sprachlichen Ausdrücke, die Kinder des operatorischen Niveaus bei ihren Beschreibungen verwenden, gelehrt werden. Wird eine Anreicherung ihrer sprachlichen Ausdrucksfähigkeit eine Verbesserung ihrer intelligenten Fähigkeiten zur Folge haben? Das Experiment ergibt ein negatives Resultat; Sinclair folgert: «Die Hypothese, nach der genauer Gebrauch und korrektes Verstehen von bestimmten Ausdrücken dem Kind ermöglichen würden, ohne weiteres den Begriff der Erhaltung zu erreichen, muß ausgeschlossen werden.»⁷⁴ Die intelligente Operation wird nicht durch «den Besitz bestimmter Begriffe strukturiert, noch verhindert deren Fehlen ihre Konstruktion». Der Erwerb bestimmter sprachlicher Ausdrücke hat höchstens unterstützenden Effekt: Die Sprache kann die Aufmerksamkeit und die perzeptive Tätigkeit lenken. Der Sprachgebrauch ist abhängig von dem konzeptuellen Apparat des Kindes, der, nach unserer Annahme, zur Herstellung von Rahmen verwendet wird.

Kinder auf der operatorischen Ebene, die sprachlich noch nicht den Komparativ beherrschen, bilden über den Umweg sprachlicher Hilfskonstruktionen korrekte Beschreibungen von Mengenverhältnissen.⁷⁵ Umgekehrt führt, wie Sinclair zeigt, die korrekte Verwendung des entsprechenden Vokabulars nicht zum Erwerb des Begriffs der Mengen-

erhaltung. In der Beziehung zwischen Wörtern und konzeptuellem Apparat liegt ein Spielraum, der einer der Gründe für die unaufhebbare Vieldeutigkeit der Sprache ist. Auf der operatorischen Ebene bilden Kinder offenbar andere Rahmen als vorher aus, mit deren Hilfe sie eine Situation des Vergleichens anders ordnen als die Kinder auf der präoperatorischen Stufe.

In der zweiten Serie von Experimenten untersucht Sinclair die Fähigkeit zur Herstellung und Beschreibung von Reihen. Die Kinder sollen unterschiedlich lange Stäbe der Länge nach anordnen, dann eine korrekt angeordnete Stabreihe beschreiben, schließlich das Resultat einer Reihenbildung zeichnen⁷⁶ und so ihre inneren Bilder veräußern. Die Resultate zeigen eine überraschende Analogie bei allen drei Aufgaben:

Anhand der Ergebnisse bei der Reihenbildung lassen sich vier Gruppen unterscheiden: Ia zeigt keinen Versuch, eine Reihe zu bilden; Ib stellt kleine unkoordinierte Reihen her; II hat Erfolg durch tastendes Vorgehen; III hat Erfolg aufgrund von Überlegung und benötigt keine tastenden Versuche. – Ia beschreibt eine korrekt gebildete Reihe mit nur zwei Begriffen (klein – groß), Ib mit dreien (klein – mittel – groß). II gibt jedem Stab der Reihe ein eigenes verbales Etikett, in Form von Komparativen oder durch Zusätze («sehr», «ganz», «enorm») differenziert. III schließlich beschreibt die Reihe mit Hilfe von Komparationen in beide Richtungen, was mit dem Verfahren der Gruppe II nicht möglich ist. – Bei den Zeichnungen stellt Sinclair grundsätzlich folgende Typen fest⁷⁷:

- | | | |
|-------|----|----|
| 1. a) | b) | c) |
| 2. a) | b) | c) |
| 3. | | |

An der Entsprechung von Beschreibungen und Bildern läßt sich erkennen, wie die Kinder, die keine arithmetische Reihe bilden, also noch keine differenzierte Hierarchie zwischen Gegenständen aufbauen können, ihren konzeptuellen Apparat einsetzen, um andersartige Rahmen herzustellen. Was dabei unsere Annahme der festgefügteten Rahmen untermauert, ist die erstaunliche Ähnlichkeit von typischen Ausprägungen des Handelns, Sprechens und Vorstellens bei verschiedenen Individuen. Auffällig ist, wie die Kinder auf unterschiedliche Entwicklungsstufen jeweils einen Interpretationskontext herstellen, der die Welt sinnvoll macht und sich in ihrem Handeln gleichartig auswirkt.

Sinclair interpretiert die Ergebnisse ihrer Untersuchung als Bestätigung von Piagets These der Abhängigkeit des Sprechens (und Vorstellens) von der Intelligenzentwicklung. Aber genau genommen hat sie überhaupt keine Abhängigkeitsbeziehung nachgewiesen. Gezeigt hat sie tatsächlich nur, daß die These eine sinnvolle Interpretation der Testergebnisse ermöglicht. Sie organisiert ihre gesamte Deutung von Piagets Vorstellungen der Entwicklung des Denkens aus; Handeln, Sprechen und bildliche Darstellung werden unter dem Gesichtspunkt der Selbstkonstruktion betrachtet. In dieser Perspektive wird der konzeptuelle Apparat eines Individuums als unabhängig von der Sprache behauptet. Tatsächlich läßt er sich nicht unabhängig von der Sprache erfassen; alles, was uns darüber mitgeteilt wird, ist selbst in einer Sprache ausgedrückt. Nur in der sprachlichen Darstellung, nicht als sprachunabhängige <reine> Struktur ist er für uns sinnvoll. Wenn man das Verhalten von Kindern im Lichte der Denkentwicklung sieht, kann man diese nicht anders als selbst wieder im Lichte der Sprache sehen.⁷⁸ Dies gilt für alle Verhaltenstatsachen, die über den Menschen konstatiert werden. Es ist nicht möglich, Beobachtungen über Verhalten unabhängig von Sprache festzuhalten. Man kann bezweifeln, daß es Sinclair möglich ist, von ihren Beobachtungen die Sprachunabhängigkeit des Beobachteten abzulesen.

Dies ist das Problem des Untersuchers; es gibt noch ein zweites Problem, das der Versuchspersonen. Denn diese haben Aufgaben zu lösen, die sie *sprachlich* verstehen und deren Lösungen sie ausdrücken müssen. Jede Verwendung des konzeptuellen Apparats in einem entwicklungspsychologischen Test ist sprachlich aufgeladen, weil das Verhalten der Kinder als Antwort auf einen *verbalen* Stimulus hervorgerufen wird: Der Testleiter spricht mit den Kindern, führt sie in eine Situation ein und stellt eine Aufgabe – er bereitet den Rahmen schon selbst weitgehend vor. So wissen die Kinder bei Sinclair, daß es um eine Situation des Vergleichs gehen wird, sie Resultate produzieren und diese der Versuchsleiterin demonstrieren sollen. Dies alles sind bereits Funktionen des Rahmens, und sie stehen in engster Beziehung zum konzeptuellen Apparat der Versuchspersonen. Der Test ist selbst ein unmittelbares Eingreifen in die Sprache der Kinder.⁷⁹

Der Sinclair-Versuch, der dazu dienen sollte, vorsprachliche konzeptuelle Instrumente nachzuweisen, zeigt vielmehr, daß man einen solchen Nachweis überhaupt nicht erbringen kann. Die Frage, ob der konzeptuelle Apparat Priorität vor der Sprache hat, ist nicht entscheidbar, weil weder die Beobachtung noch der Versuch selbst, noch dessen Ergebnisse und Interpretation sprachunabhängig sind. Was der Versuch

aber positiv zeigt, ist die Tatsache, daß bei der Verwendung der Sprache der konzeptuelle Apparat einen entscheidenden Beitrag leistet sowohl bei der Produktion als auch beim Verstehen sprachlicher Ausdrücke; in den hier entwickelten Begriffen ausgedrückt: daß der Apparat bestimmte Rahmen herstellt, die das Kind dazu verwendet, seine Umwelt zu ordnen und sein Handeln zu organisieren. Ob an der Entstehung dieser Rahmen die Sprache beteiligt ist, kann prinzipiell nicht festgestellt werden. Auf unserer Suche nach einer skeptischen Lösung können wir diese Frage ausklammern. Das Problem der Priorität von Sprache und Denken spielt für uns keine Rolle, sondern nur die Frage, welche Prinzipien für das Funktionieren der Sprache im Sinne pragmatischer Notwendigkeit angenommen werden müssen. Dem ersten anthropologischen Prinzip, der inter-personalen Ebene, können wir, nach der Diskussion eines Schlüsselexperiments der Entwicklungspsychologie, die bedeutungskonstitutiven Rahmen als zweites hinzufügen.

Es gibt einen anderen, pragmatischen, Grund, warum wir auf eine Beantwortung von Fragen nach der Beteiligung des Denkens an der Sprache und der Sprache am Denken nicht verzichten können: Wenn wir diesen die Berechtigung absprechen, geraten wir in Konflikt mit manchen unserer geradezu selbstverständlichen Vorstellungen vom Menschen, insbesondere mit Vorstellungen darüber, daß Denken und Sprechen einen ontogenetischen Anfang und eine Entwicklung haben müssen. Wir können an derartigen Vorstellungen festhalten, wenn wir diesen Gedanken ähnlich wie eine regulative Idee verstehen. Dann freilich kann man die Konzeptionen, die auf diesem Grundgedanken aufbauen, nicht unabhängig von ihm betrachten, auch nicht unabhängig von den philosophischen Voraussetzungen, in deren Kontext er gehört.

Narratives Zeigen: Sprachspiele, Protospiele, Protodialog

Es gibt keinen wirklichen Anfang des Sprechens, den man bei einem Individuum bestimmen könnte. Den Eintritt einer Person in die symbolische Ordnung können wir nicht empirisch erforschen. Dennoch müssen wir einen solchen Punkt annehmen, weil unsere Geschichte als Personen einen Anfang braucht: Von diesem Punkt an entwickelt sich unsere individuelle Geschichte. Nicht beantwortbare Fragen sind nicht

per se sinnlos; es kommt darauf an, sie nicht als Probleme wissenschaftlichen Denkens zu stellen. Wie die Sprache entsteht, wie ein Individuum in ein inter-personales Geflecht eingebunden und zur Person wird – diese Fragen können nicht wissenschaftlich behandelt werden. So gesehen ist Wittgensteins Beschränkung auf die Beschreibung nichts anderes als der Ausdruck einer fundamental neuen Haltung gegenüber der Sprache: die Aufgabe des Theorie-Anspruchs in der Behandlung der semantischen und pragmatischen Dimensionen der Sprache. Damit aber nicht genug, Wittgenstein sucht gerade nach einer Möglichkeit, diese Probleme zur Darstellung zu bringen.

Sprachspiele und narratives Zeigen

Wittgensteins neue Betrachtungsweise der Sprache umgreift auch die Person, die inter-personale Ebene und die gemeinsame Praxis. Sprechen besteht aus einer Vielzahl von Vorgängen, die jeweils in einem bestimmten Rahmen stattfinden: Benennen, Hinweisen, Nachsprechen, Befehlen, Vergleichen, Beschreiben, Theater spielen, eine Geschichte erfinden . . .⁸⁰ «Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das <Sprachspiel> nennen.»⁸¹

Dieser Satz steht in den «Philosophischen Untersuchungen» am Ende einer Auseinandersetzung mit dem ersten Sprechlernen und ist für Wittgenstein die Lösung des Problems: Er läßt die Beschreibung des Augustinus, wie er das Sprechen erlernt habe (die hinweisende Funktion der Worte habe ihn von selbst auf ihre Bedeutungen gebracht), unkritisiert stehen; er skizziert keine Gegentheorie, sondern gibt selbst neue Beispiele.⁸² So verläuft keine analytische Diskussion, die Darstellung folgt vielmehr einem narrativen Faden – Augustinus gibt seine Erzählung, Wittgenstein fährt mit seiner eigenen fort; er erzählt keine biographische Geschichte, sondern gibt Muster.

Mit der Einführung des Begriffs «Sprachspiel» gibt Wittgenstein die Familie an, zu der die sprachlichen Muster gehören, über die er erzählt. Daß das Sprechen zu den Spielen gehört, sagt mehr aus, als daß nur eine Analogie besteht; hingegen bedeutet es nicht, daß es ganz bestimmte Merkmale haben muß. Was ein <Spiel> ist, hat keine wesensmäßige Kennzeichnung – Spiele werden nur durch Ähnlichkeit zusammengehalten, und diese läuft über wechselnde Merkmale von einem Muster zum nächsten fort. «Statt etwas anzugeben, was allem, was wir Sprache nennen, gemeinsam ist, sage ich, es ist diesen Erscheinungen garnicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden, –

sondern sie sind mit einander in vielen verschiedenen Weisen *verwandt*. Und dieser Verwandtschaft, oder dieser Verwandtschaften wegen nennen wir sie alle <Sprachen>... Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen. – Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort <Familienähnlichkeiten>; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc. – Und ich werde sagen: die <Spiele> bilden eine Familie.»⁸³

Die Sprache mit ihren vielfältigen Gebrauchsweisen ist Mitglied dieser Familie: Es ist leicht, dem Gedankengang zu folgen, aber sehr schwer einzusehen, daß Wittgenstein nichts über den Aufbau oder das Funktionieren der Sprache lehrt, sondern uns die Sprache *als Spiel* zeigt – ein Sehen-Lernen, also eine Art ästhetischer Vorgang: Sieh' die Sprache so an, und Du wirst verstehen, daß Du bisher nach dem Falschen gesucht hast! Auf welchem Wege ruft er den Gestaltwandel in seinen Lesern hervor, wie macht er es, daß er ein <Sehen-als> zeigt? Im Erzählen zeigt er Muster – Muster des Sprechens, Verstehens, Wahrnehmens. «Ich betrachte ein Gesicht, auf einmal bemerke ich seine Ähnlichkeit mit einem andern. Ich *sehe*, daß es sich nicht geändert hat; und sehe es doch anders. Diese Erfahrung nenne ich <das Bemerkens eines Aspekts>.»⁸⁴ Das «Aufleuchten des Aspekts (ist) halb Seherlebnis, halb ein Denken.»⁸⁵

Das narrative Zeigen soll uns zu einem Verstehen wesentlicher Aspekte der Sprache führen, die zwar nicht wissenschaftlich behandelbar sind, aber beantwortet werden müssen; denn die Antworten sind für unsere Selbstdeutung als Personen in pragmatischem Sinn notwendig. Insofern ist es ein notwendiges Zeigen; dies ist der entscheidende Rechtfertigungsgrund für ein narratives Vorgehen.

Wenn man erst darauf gekommen ist, daß wichtige, vielleicht sogar unverzichtbare, aber eben nicht theoriefähige Annahmen über die Sprache in Form von narrativem Zeigen vorgebracht werden, entdeckt man, daß die «Philosophischen Untersuchungen» eine Fülle erzählter Muster enthält: die Sprache aus verschiedensten Werkzeugen bestehend, als eine alte Stadt, als <feiernde> und als arbeitende Sprache, der sprechende Löwe, den wir nicht verstehen könnten, die Verführung durch die Sprache, der Weg aus dem Fliegenglas durch Hinwendung zur normalen Sprache etc. Die Erzählungen ordnen, was der Logiker Wittgenstein nicht mehr zu ordnen vermochte, sie befreien von der Last des Nicht-lösen-Könnens, von Unordnung.

Im Grunde wird diese Problemwendung von den derzeit innovativsten Sprachphilosophen, von Kripke und Putnam, fortgesetzt. Die sogenannte kausale Referenztheorie wird als Muster erzählt, zuerst von Kripke⁸⁶ in bezug auf Eigennamen, dann von Putnam für natürliche Prädikate und physikalische Größen weiterentwickelt: Wir ordnen «in vielen Situationen einem von mir geäußerten Namen das als Designat zu, was wir diesem Namen als Designat zuordnen, wenn er von der Person geäußert wird, von der ich diesen Namen übernommen habe (so daß die Referenz von einem Sprecher zum anderen weitergereicht wird und dabei von jenen Sprechern ihren Ausgang nimmt, die an der «Namengebungszereemonie» teilgenommen haben, – und das, ohne daß dabei eine bestimmte *Beschreibung* weitergereicht würde); und dieser Prozeß ist ja einfach ein spezieller Fall sozialer Kooperation zur Bestimmung der Referenz.»⁸⁷

Worin liegt die pragmatische Notwendigkeit, wenn die Sprache als Spiel erzählt wird? Als Spiel betrachtet, läßt die Sprache eine paradoxe Grundstruktur erkennen. Bateson hat in einer bahnbrechenden Studie⁸⁸ den Als-ob-Charakter von Spielen in folgender Weise gedeutet: Im Spiel überlagern sich zwei Mitteilungen, die einander widersprechen. So kann man schon am spielerischen Beißen von Tieren erkennen, daß ihr Biß zwar Aggressivität ausdrückt, aber gleichzeitig, da sie nur so tun, als ob sie bissen, eine Art von Zärtlichkeit verrät; sie beißen nicht wirklich, sondern zwicken nur – eine andeutungsweise aggressive, vor allem jedoch freundschaftliche Handlung. Das Besondere am Spiel ist, daß der Widerspruch, der zwischen beiden Mitteilungen besteht, mit Hilfe einer höherstufigen Angabe aufgelöst wird, die der Spielende über die bisher noch nicht klassifizierte Kommunikation zum Ausdruck bringt: «Dies ist ein Spiel.» Mit dieser Mitteilung wird ein – gedachter – Rahmen um die Spielereignisse gezogen, der Widerspruch als nicht-bestehend behauptet und der Inhalt in einen Sonderbereich verwiesen. Wer allerdings nur die Handlungen innerhalb des Rahmens beachtet – so geschieht es dem total engagierten Spieler –, ist unfähig, die Widersprüchlichkeit aufzulösen.

In der Batesonschen Sichtweise sind Spiele rituelle Praxis, in der Ernst und Nicht-Ernst, Realität und Nicht-Realität untrennbar ineinander verschoben sind. Das Sprachspiel-Konzept macht den Blick frei für zwei Grundtatsachen des Sprechens, die von der analytischen Philosophie nie richtig eingeschätzt wurden: einmal, daß ein Wort mit dem Gegenstand, den es bezeichnet, etwas gemeinsam hat – in einer gewissen Weise ist das Wort der bezeichnete Gegenstand, insofern es ihn ersetzt; zugleich ist es aber nichts anderes als ein dem Gegenstand

zugeordnetes verbales Etikett. Für den Sprecher, der im Sprachspiel aufgeht, gelten beide Aspekte, aber nur so lange, wie er in den Prozeß des Sprechens eingetaucht ist. Außerhalb des Spiels ist er durchaus fähig – was in einer merkwürdigen Fehleinschätzung des <wilden Denkens:⁸⁹ bezweifelt wird –, zwischen Wort und Gegenstand zu unterscheiden. Als Spiel betrachtet, ist die Sprache untrennbar gebunden an die Situation, in der sich der Sprecher befindet; so werden Gegensätze, die in ihm unaufgelöst bestehen, in das Verstehen einbezogen und als konstitutiv für sein Sprechen aufgefaßt.

Als Spiel ist die Sprache nicht von Spielern ablösbar. Als reines Regelverzeichnis rekonstruiert, ist es leer, wenn man es nicht mit der *Spielpraxis* in Verbindung bringt. Bei jedem neuen Spiel, in das jemand eingeführt wird, hat er die meisten Spielzüge so oder ähnlich schon in früheren, anderen Spielen gespielt. Es gibt kein absolut erstes Spiel, eines, mit dem alle Spiele beginnen; aber es ist wichtig zu meinen, Spiele seien von Menschen erfunden und einmal eingeführt worden: daß mit ihnen eine symbolische Ordnung begonnen habe, die vorher nicht existierte. Wir sind nicht als Spielteilnehmer geboren, sondern dazu geworden; irgendwann sind wir in das Spiel hineingekommen und haben alles das entwickelt, was wir an Fähigkeiten, Einstellungen, Regelkenntnissen etc. brauchen, um mitspielen zu können. Ein Spiel beherrschen heißt: es spielen können. Ein Spiel verstehen – die Aufgabe des Philosophen – heißt: erzählen können, was sich im Spiel zeigt. Dies ist die Aufgabe, die Wittgenstein sich zuweist. Dabei kann er aber keinen Standpunkt außerhalb der Spiele einnehmen; was immer er über sie sagt, befindet sich innerhalb der symbolischen Ordnung der Spiele und ist abhängig von ihrer Geschichte und der Macht, die sich in dieser ausdrückt. Spiele können nur unter der Bedingung gespielt werden, daß sich zuvor ein sozialer Verbund gebildet hat; unsere Beziehungen zu den anderen sind in den Spielen präsent. Meine eigene Erzählung über die Spiele, die ich in den folgenden Abschnitten geben werde, soll dies zeigen: Bevor ein Individuum an einem Spiel teilnehmen kann, wird es in Protospiele eingeführt; ein Teil der Protospiele besteht aus Protodialogen.

Protospiele

Mit Worten Gegenstände bezeichnen kann ein Individuum erst dann, wenn es den für die Referenz notwendigen Situationsrahmen herstellen kann. Dies geschieht in einem Prozeß, der praktisch und geistig zugleich

ist: praktisch, weil das Kind auf seine Umgebung einwirkt und diese handhabbar, im wörtlichen Sinn begreifbar macht; geistig, weil es einen gedachten festen und wiederholbaren Rahmen für die Anordnung seiner Umwelt herausbildet. In seiner regelmäßigen Praxis setzt das Kind elementare Gewißeheiten⁹⁰; zuerst sind es die Selbstverständlichkeiten des körperlichen Handelns: Gewißeheiten des Körpers, wie zwei Hände und zwei Füße, überhaupt einen Körper zu haben. Keine von ihnen kann mit Hilfe des Denkens gewonnen, noch weniger begründet werden.

In unserem Körpergebrauch stecken bereits Gewißeheiten, die in einer anderen möglichen Welt nicht zu gelten brauchen, die wir aber nicht sinnvoll bezweifeln können. Sie sind «eine Grundlage meines ganzen Handelns».⁹¹ Wir haben einen «unumstößlichen Glauben» an die Beschaffenheit unserer Körper. Was wir unumstößlich glauben, legt sich als ein «Wissenskörper»⁹² über den empirischen Körper und ermöglicht erste Erfahrungen. In der Tätigkeit der Hand vor allem, in ihrem Greifen, Packen, Berühren, Schlagen, Streicheln, entwickelt sich ein regelhaftes Verhalten gegenüber der faßbaren Umwelt, Protospiele der Körpermotorik. In ihnen bilden sich die ersten Züge dessen, was es für uns gewiß gibt, heraus; es handelt sich noch nicht um ein Wissen, sie können noch von keinem Zweifel erreicht werden. Vieles, was in frühen Körpergebräuchen erarbeitet wird, wird auf höheren Entwicklungsstufen modifiziert oder aufgegeben – nicht aber die Gewißeheiten den eigenen Körper, seine Tätigkeit und Gebrauchsweisen betreffend.

Es ist ein Unterschied, ob ich meine Hand oder ein Wort gebrauche; aber am Grunde der beiden Gebrauchsweisen gibt es einen Zug, der zwischen beiden Fällen eine strukturelle Analogie konstituiert⁹³: der mit Gewißeheit vorgenommene Bezug auf ein Objekt der Welt, die unbezweifelbare Referenz. «Wenn ich sage ‹Natürlich weiß ich, daß das ein Handtuch ist›, so mache ich eine *Äußerung*. Ich denke nicht an eine Verifikation. Es ist für mich eine unmittelbare Äußerung. – Ich denke nicht an Vergangenheit oder Zukunft. . . – Ganz so wie ein unmittelbares Zugreifen; wie ich ohne zu Zweifeln nach dem Handtuch greife. Aber dieses unmittelbare Zugreifen entspricht doch einer *Sicherheit*, keinem Wissen. – Aber greife ich nicht auch zum Namen eines Dinges?»⁹⁴

Lange bevor ein Kind sprachliche Ausdrücke für Gegenstände seiner Welt erwirbt, hat es in seinen Protospielen von seiner Umwelt Besitz ergriffen. Die Bewegungen werden «sprachmäßig», schreibt A. Gehlen, und «unterhalten» sich «mit den Sachen»⁹⁵. Was die Hand und die Wörter ergreifen, wird dem realen oder symbolischen Körper einver-

leibt; in beiden Fällen werden die Grenzen der Physis überschritten. Der Handgebrauch kann wie das motorische Sprechen den Zeitfluß in einzelne Handlungszeiten zergliedern; auf diese Weise erzeugt er identifizierbare und reproduzierbare Situationsrahmen. Damit ist eine wesentliche Bedingung erfüllt, über das motorische Wiedererkennen zur symbolischen Objektreferenz hinauszugehen. Das Kind kann sich nun auf abwesende Dinge, also auf eine nicht gegebene Situation beziehen. Auch die unmittelbar präsente Umwelt kann anders gegliedert werden; der Fluß der Ereignisse wird gleichsam in vorgefertigte Formen gepreßt und so modelliert und typisiert.

Für Wahrnehmung, Handeln und Benennen sind die Rahmen gleichsam Werkzeuge, die das Individuum gebraucht, wenn es konkrete und gedachte Situationen erzeugt. Die sprachliche Benennung von Objekten ist, obwohl kein materielles Einwirken auf die Umwelt, ein symbolisches Greifen und Einverleiben. Während sich die Handlungsweisen des Individuums unterscheiden, je nachdem, ob es wirklich oder symbolisch greift, ist der Situationsrahmen in beiden Fällen im wesentlichen gleich. Nur ist innerhalb des Rahmens der Griff durch das Wort ersetzt worden. Der ursprüngliche Situationsrahmen bleibt, auch wenn das Individuum in der weiteren Entwicklung andere Rahmen herausbildet, erhalten – eine Eingangsstufe von der an Tätigkeiten gebundenen Intelligenz in das symbolische Denken.

Protodialoge

Die Gewißheiten, von denen in den letzten Abschnitten die Rede war, entstehen aus der materiellen, insbesondere körperlichen Praxis der Menschen; sie sind Bedingungen dafür, daß man Gegenstände in verschiedenen Situationen als gleiche wiedererkennen kann. Es gibt eine zweite Art von Gewißheit, die in einer nicht-materiellen Praxis hergestellt wird, auf der inter-personalen Ebene: die Gewißheit, eine Person zu sein in demselben Sinn, wie die anderen Personen sind.⁹⁶ Die notwendige Erzählung unseres Personwerdens zeigt uns den Eintritt einer Noch-nicht-Person in ein Beziehungsgeflecht. Auch für diesen Prozeß können wir wieder ein Protospiel annehmen; hier werden inter-personale Beziehungen hergestellt, die zwar noch sehr rudimentär, aber für die weitere Entwicklung wichtig sind. So richten die Eltern eine Ansprache an ihr Kind, die den Wunsch ausdrückt, es solle ein besonderes Kind sein, es solle ihnen gleichen und ihnen nachfolgen. Zugleich werden sie ihm bedeuten, daß es ein eigenes, unverwechselbares Ich haben soll. In

ein solches Beziehungsgeflecht eingebunden, erfährt das Kind vom Anfang seiner sozialen Existenz an die paradoxe Grundstruktur des Sprachspiels.

Die Ansprache, mit der ein Noch-nicht-Sprechender zu einer bestimmten Person gemacht wird, ist eine entscheidende Kategorie für die notwendige Erzählung vom Anfang des Sprechens; dies zeigt uns die Erzählliteratur. Auch in literarischen Erzählungen werden narrative Muster von wesentlichen Eigenschaften der Sprache gezeigt: wie gemeinsames Sprechen zustande kommt, wie der Sprecher den anderen in seine symbolische Ordnung hineinzieht, wie eine inter-personale Ebene aufgebaut wird, wie jemand im Schweigen versinkt. In den narrativen Mustern der Literatur wird die Vorgeschichte und der Ausgangspunkt des Sprechens in das Erzählen selbst hineingeholt.⁹⁷

Literarische Erzählungen erzeugen ihr eigenes Spiel; sie geben sich einen Erzähler und sprechen einen anderen an, den sie zu ihrem Hörer oder Leser machen. Im Angesprochenwerden liegt einer der Anfänge der Sprache; wir benötigen eine Erzählung, die uns verstehen läßt, wie der Noch-nicht-Sprechende in ein inter-personales Geflecht und eine symbolische Ordnung integriert wird.

Die Anfänge der großen literarischen Erzählungen über symbolische Ordnungen beginnen mit dem Eintritt des Individuums in die Sprache; eine Person, der Erzähler, ruft sich ins Dasein: Sie spricht denjenigen an, der ihr Existenz verleiht, und denjenigen, den sie in ihre symbolische Ordnung hineinziehen wird. In modernen Erzählungen fallen diese beiden Positionen im Leser zusammen.

Call me Ishmael.⁹⁸

Ishmael wird derjenige werden, der dem angesprochenen Leser die Geschichte vom weißen Wal und dem Kapitän Ahab erzählen wird; er wird eine Welt erzeugen. Aber zuerst muß der Leser ihn erschaffen und seine Beziehung zu ihm konstituieren. Die Ansprache, der erste Satz des Romans, sagt nicht, wer Ishmael ist, er fordert den Leser auf, ihn zu taufen.

Die Taufe ist der klassische Ausgangspunkt, mit der die Erzählung über eine Person und damit die Person selbst beginnt. Ishmael sagt, wer der Leser für ihn ist und wie dieser sich seiner Rede gegenüber verhalten soll: Du, sei mein Leser, Deine Einbildungskraft wird mir Existenz verleihen, gib mir einen Namen. Aber nur denjenigen, den ich Dir anbiete – so gelangst Du selbst in meine Erzählung. Der Leser wird als Adresse bestimmt: dem Erzähler gleich, sein Partner, Zuhörer. Die Adresse des Lesers erhält der Angesprochene in jeder Erzählung. Die Ansprache des «Moby Dick» ist eine sehr alte Figur in einer modernen Form. Für die alten Erzählungen ist es nicht der Leser, der die Taufe vollzieht,

sondern Gott. Zuerst muß Gott sprechen, damit der Erzähler reden kann, er muß Gott zum Sprechen bringen, wie Augustinus im Ersten Buch der «Confessiones».⁹⁹

«Ich will Dich suchen, Herr, mit meinem Rufen, und ich will Dich rufen, indem ich an Dich glaube . . . Wie aber soll ich meinen Gott anrufen, meinen Gott und meinen Herrn, da ich doch, wann ich ihn rufe, in mich herein ihn rufe? Und welches ist der Ort in mir, wohin er kommen soll, mein Gott? . . . Nicht also wäre ich, mein Gott, ja gar nicht wäre ich, wenn Du nicht wärest in mir. Oder vielmehr, wär ich nicht, wenn ich nicht wär in Dir, <aus dem alles, durch den alles, in dem alles?»

Alle Erzählungen einer wirklichen oder fiktiven Person sprechen einen anderen an und machen ihn zu ihresgleichen. Dieser Zug begründet den unauflösbar mimetischen Charakter des Erzählens. Auf diesem Weg beteiligt sich der Erzähler an der symbolischen Ordnung seiner Hörer, er fügt seine eigene Ordnung in diese ein, als Bestandteil ihrer zukünftigen Erzählungen, exemplarisches Material, Muster von Verhalten, Moral und Weltordnung. Insofern sind Erzählungen der Literatur und der Philosophie seit langem, seit den Vorsokratikern und Platon, an der Herstellung von symbolischen Ordnungen beteiligt.

Auf der Stufe der Protospiele kann man noch nicht mit einer normal arbeitenden Referenzfunktion des Sprechens rechnen. Da als erstes Sprechender und Angesprochener in ihre Positionen eingesetzt und somit in einer Hinsicht konstituiert werden müssen, wird der Rahmen der Situation, in der Gegenstände benannt werden, noch nicht routinemäßig verwendet wie später auf der Ebene der Umgangssprache. Es müssen ja nicht nur die Beziehungen eingeführt werden, sondern in eins damit die bezeichneten Gegenstände. Dieser Vorgang ist ein umfassender und vielschichtiger Erzeugungsakt; eine Welt und die Personen, von denen sie abhängt, müssen in die Existenz gerufen werden. Daher ist es keine Merkwürdigkeit, wenn die notwendige Erzählung auf typische Begriffe der Schöpfungsgeschichte, die diesen Aspekt am eindringlichsten ausdrückt, zurückgreift, ohne sich dabei dem religiösen Kontext zu verpflichten.

Einen Namen geben ist ein Taufen; dies gilt nicht nur für den – hypothetischen – allerersten Fall der Benennung, sondern ist allgemein für die Einführung von Eigennamen und Bezeichnungen der natürlichen Arten behauptet worden. Kripke hat für diese beiden Fälle den Begriff der «ursprünglichen Taufe» vorgeschlagen: Dort wird ein Referent mit Hilfe einer Eigenschaft, die ihn als einzigen identifiziert, bestimmt. «Gewöhnlich ist derjenige, der tauft, in einem bestimmten Sinn mit dem Gegenstand, den er benennt, bekannt, und er ist in der Lage, ihn zu

benennen.»¹⁰⁰ Wenn es etwa darum geht, ein Metall wie Gold zu taufen, also eine Eigenschaft anzugeben, die das Metall als einzige natürliche Art identifiziert, so sind dazu nur wenige Spezialisten in der Lage. Die meisten Mitglieder der Sprachgemeinschaft unterwerfen sich dem Urteil der sachkundigen Sprecher; Putnam nennt diese Aufgabendifferenzierung eine «sprachliche Arbeitsteilung».¹⁰¹ Der Name, der in der «ursprünglichen Taufe» eingeführt wurde, «wird dann dazu verwendet, auf diesen Gegenstand zu referieren... Ein Beispiel war der Fall eines Meters.»¹⁰² Der Taufakt nimmt Bezug auf ein «ursprüngliches Muster»¹⁰³, das ein Ding oder eine Substanz exemplifiziert. Einen ähnlichen Gedanken hat schon früher Wittgenstein geäußert mit seiner Annahme, für jede sprachliche Referenz existiere ein Paradigma.¹⁰⁴ Der in der «ursprünglichen Taufe» gegebene Name «breitet sich» durch Gespräche der verschiedensten Art von Glied zu Glied wie in einer Kette aus und wird von immer mehr Sprechern benützt.»¹⁰⁵

Vielschichtiger ist der Vorgang, in dem ein Noch-nicht-Sprecher in die Sprache eingeführt wird. Die Taufe erfaßt mehrere Dimensionen: Ein Mensch erhält einen Namen, eine Position und eine Rolle in einem Beziehungsgeflecht, eine Situation wird gekennzeichnet, der Sprecher sagt seinen eigenen Namen und sagt dem Kind, wer und was es ist. Ein einzelnes Wort kann alle diese Leistungen einschließen. In der «Mutter-Kind-Dyade» redet die Mutter das Kind an, sie «spricht diese Situation z. B. mit dem Wort «Mama» aus, d. h., sie gibt dieser Erlebnissituation einen Namen»¹⁰⁶. Im Unterschied zu Lorenzer, der die Referenz dieses Namens auf die Situation beschränken will, läßt sich die Namengebung, als Taufe gedeutet, in einem umfassenderen Sinne verstehen:

Die Mutter gibt sich den Namen, den sie vorher (wenn es ihr erstes Kind ist) nicht besessen hat; sie sagt, welche Beziehung, Stellung und Rolle sie gegenüber dem Kind hat. In der Namengebung der Mutter ist auch eine Ansprache an das Kind enthalten: Ich bin die Person, zu der Du «Mama» sagen sollst – Du bist dasjenige, das mein Baby sein soll. Wenn die Mutter sich «Mama» tauft, gibt sie dem Angesprochenen den Namen «Baby». Beide Namen stehen in einem komplementären Verhältnis; sie können nur in bezug auf den jeweils anderen Ausdruck verstanden werden – ihr Gebrauch entspricht dem der Personalpronomina *ich* und *du*. Die Eltern sprechen in das Baby ihr «Dich» hinein, sie heißen es (Rosenstock-Huessy). «Namentliche Anrede des Menschen als eines mit Eigennamen ausgezeichneten Wesens (geht) allem eigenen Über-sich-selber-Denken des Ich voraus.»¹⁰⁷

Vom Kind wird eine Reaktion auf die Ansprache erwartet. Zuerst

hört es, was zu ihm und über es gesprochen wird. «Das Hören, daß wir für andere da sind und etwas bedeuten, daß sie etwas von uns wollen, geht also dem Aussprechen dessen, daß wir selber sind und was wir selber sind, voraus.»¹⁰⁸ Die Ansprache hat, neben anderen Zügen, imperativischen Charakter: Sie richtet eine Welt nach ihrem Willen ein; der Angesprochene, der «geheißene Mensch», muß ihr gehorchen. In dieser Hinsicht ist die Sprache kein einfaches «Verständigungsmittel», «sie bestimmt uns zu unserer Bestimmung».¹⁰⁹ Im Protospiel gewinnt das Kind sein Selbst nicht auf dem Weg des Aushandelns; das Modell von Identitätsangebot und -nachfrage, das der Symbolische Interaktionismus entwirft, erscheint, jedenfalls auf dieser Stufe, merkwürdig unangemessen. Selbst A. Lorenzer, der ansonsten zu einer kommunikativen Deutung von Interaktionen neigt, beschreibt das «Wechselspiel» und die «Einigung» zwischen Mutter und Kind als «unter dem Diktat der mütterlichen Formgebung» stehend. «Die Mutter übt in der Mutter-Kind-Dyade eine *Dominanz* aus»¹¹⁰.

Der in der mütterlichen Ansprache versteckte Imperativ fordert das Kind auf, ein *Du* zu sein. Wenn nicht zugleich ein dem ersten widersprechender Befehl ausgedrückt wird, gibt die imperativische Ansprache dem Kind Selbstbewußtsein. «Denn nun empfinden wir uns als Etwas und Besonderes gegenüber diesem Befehl und diesem Urteil.»¹¹¹ Ähnlich wie der Handgebrauch greift die Ansprache auf das Kind zu, bringt es in eine Form und verleibt es einem Beziehungsgefüge ein. Die im Ursprung der Person, also bei ihrem Eintritt in die Sprache und das Beziehungsgeflecht, erteilte Taufe ist die Gelenkstelle, an der Sprechen mit Machtausübung zusammenfällt. Der Besitz von Sprache eröffnet den Weg zur Kontrolle über die Interpretationen der Welt. Sprachspiele sind «Machtspiele». Sobald sie entstanden sind, umspannen sie den Körper, der die Protospiele in Eigentätigkeit gespielt hat, und machen ihn als «Wissenskörper» zu einem «Herrschaftsgebilde»¹¹².

Die ideale Sprachgemeinschaft ist eine uneinlösbare Fiktion. Nur sollte man sich hüten, der Macht ausschließlich negative Aspekte zuzuschreiben. Ihre positiven sind schon angedeutet worden: Unter der Macht des Beziehungsgeflechts eröffnet der Körper den Weg in sein Inneres; nur im sozialen Sprechen, mit Bezug auf Kriterien, ist eine Sprache über Psychisches möglich. Der Imperativ, mit dem die Ansprache auf das Kind zielt, gibt diesem die Möglichkeit, sich als eine besondere, von allen anderen verschiedene Person zu sehen. Mit diesen beiden Schöpfungen setzt sich die Macht zugleich ihre eigenen Grenzen: Die Sprache über das Innere kann vom Individuum so sehr

verfeinert und verzweigt werden, daß sich seine Subjektivität immer mehr den Einblicken der Gesellschaft entzieht und es in seinen Weltinterpretationen tatsächliche Einmaligkeit gewinnt.

Anmerkungen

- 1 Das Zitat ist Teil eines Paragraphen in L. Wittgenstein: *Über Gewißheit*. Frankfurt/M. 1970, § 244: «Wenn Einer sagt ‹Ich habe einen Körper›, so kann man ihn fragen ‹Wer spricht hier mit diesem Munde?›»
- 2 W. von Humboldt: *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*. In: *Werke in fünf Bänden*. Hg. v. A. Flitner und K. Giel. Bd. III *Schriften zur Sprachphilosophie*, S. 186. Die weiteren Humboldt-Zitate sind dieser Ausgabe entnommen. Zur Humboldtschen Sprachtheorie s. J. Trabant: *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache*. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild. München 1986. Als nützliche und kompetente Textzusammenstellung s. W. von Humboldt: *Über die Sprache*. *Ausgewählte Schriften*. Hg. v. J. Trabant. München 1985.
- 3 E. Benveniste: *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. München 1974 (franz. Ausgabe Paris 1972), S. 149 f.
- 4 P. Bourdieu: *Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques*. Paris 1982, S. 8.
- 5 Bourdieu, a. a. O., S. 9. Ganz ähnlich äußert sich früher Vološinov, der die Saussuresche Sprachauffassung als «abstrakten Objektivismus» bezeichnet. «De Saussures Ansichten über Geschichte sind typisch für jenen Geist des Rationalismus, der bis heute die zweite Richtung des philosophisch-linguistischen Denkens beherrscht und für den die Geschichte ein irrationales, die logische Reinheit des Sprachsystems verzerrendes Element ist» (Valentin N. Vološinov: *Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft*. Frankfurt/Berlin/Wien 1975 [russ. Ausgabe: 1930], S. 117).
- 6 Bourdieu, a. a. O., S. 151.
- 7 Bourdieu, a. a. O., S. 14.
- 8 Bourdieu, a. a. O., S. 154 f.
- 9 G. Seebaß in einer außerordentlich gründlichen Untersuchung von Herders Sprachphilosophie, in: *Das Problem von Sprache und Denken*. Frankfurt/M. 1981, S. 28.
- 10 J. G. Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, 1770; zitiert nach der Ausgabe von B. Suphan, Berlin 1977 ff, Band V, S. 35 (vgl. Seebaß, S. 30).
- 11 W. Stegmüller: *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung*. Bd. II. Stuttgart 1986, S. 356.
- 12 Stegmüller, a. a. O., S. 358 (im Text kursiv).
- 13 Stegmüller, a. a. O., S. 361. Stegmüller hält sich bei der Formulierung des methodologischen Solipsismus im wesentlichen an H. Putnam: *Die Bedeutung von ‹Bedeutung›*. Frankfurt/M. 1979 (engl. Ausg. 1975). Nach Putnam

ist diese Annahme dadurch gekennzeichnet, daß «kein psychischer Zustand im eigentlichen Sinne die Existenz irgendeines Individuums voraussetzt außer dem Subjekt, dem der Zustand zugeschrieben wird. (Tatsächlich lautet die Annahme sogar, daß ein psychischer Zustand nicht einmal die Existenz des *Körpers* des Subjekts voraussetzen dürfe; für einen psychischen Zustand im eigentlichen Sinne müsse es logisch möglich sein, daß ein «körperloser» Geist sich in ihm befindet.) Bei Descartes ist diese Annahme ausdrücklich zu finden, aber sie ist so ziemlich in der gesamten traditionellen Philosophie enthalten» (S. 28).

- 14 E. Benveniste: *Problèmes de linguistique générale* II. Paris 1974, S. 67.
- 15 W. von Humboldt, a. a. O., S. 201 f.
- 16 Diese Leistung der Sprache wird schon von K. Bühler herausgestellt. In seiner Schrift «Die Krise der Psychologie» stellt er die Hypothese auf, «daß die semantischen Einrichtungen von vornherein im Dienste eines geordneten Gemeinschaftslebens stehen»; die Semantik ist sogar «ein *konstitutiver Faktor* jedes tierischen oder menschlichen Gemeinschaftslebens» (in: *Die Krise der Psychologie*. Stuttgart 1965 [zuerst: 1927], S. 38f). Die Sprache «steuert» z. B. bei «gemeinsamen Wahrnehmungssituationen ... Eine Steuerung liegt auch hier vor mit allem, was dazugehört, nämlich mit einer *Einstellung* der Individuen aufeinander ... und mit einem gegenseitigen Verstehen der Tätigkeiten des anderen» (S. 39). Bühler verfolgt diesen Ansatz weiter in: *Sprachtheorie*. Stuttgart/New York 1982 (zuerst: 1934). In seinem «Organon»-Modell entwickelt er drei semantische Funktionen des komplexen Sprachzeichens: «Es ist *Symbol* kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten, *Symptom* (Anzeichen, Indicium) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt, und *Signal* kraft seines Appells an den Hörer, dessen äußeres oder inneres Verhalten es steuert wie andere Verkehrszeichen» (S. 28). Insbesondere die Ausdrucks- und Appellfunktionen der Sprache wirken – in meiner Sprechweise – an der Bildung einer symbolischen Ordnung mit.
- 17 L. Wittgenstein: *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*. Oxford 1980. Bd. I, § 322.
- 18 J. Lacan: *Das Seminar*. Buch II (1954–5). Olten 1980, S. 31.
- 19 Die Schreibweise von «inter-personal» soll hervorheben, daß hiermit eine relationale Ebene gemeint ist, die nicht mehr an individuelle Personen gebunden ist, sondern die, umgekehrt, diese in einen überindividuellen Kontext einbindet. Es ist damit eine Betrachtungsebene ausgezeichnet, die sich einerseits vom Solipsismus, andererseits von Reflexionen in Begriffen der Menschengattung unterscheidet und sich die Möglichkeit zu historischen, soziologischen und kulturellen Differenzierungen offenhält.
- 20 Die Ausgeschlossenen sind selbst Mitglieder einer anderen symbolischen Ordnung. Zwischen den verschiedenen symbolischen Ordnungen vermittelt keine höherstufige gemeinsame Ordnung. Damit ein Fremder in unsere symbolische Ordnung integriert wird, müssen wir erst «den *Menschen* im Menschen erkennen» (Wittgenstein in einer Bemerkung aus dem Jahr 1914, in: *Vermischte Bemerkungen*. Frankfurt/M. 1977).
- 21 Humboldt: *Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung*, a. a. O., S. 2.

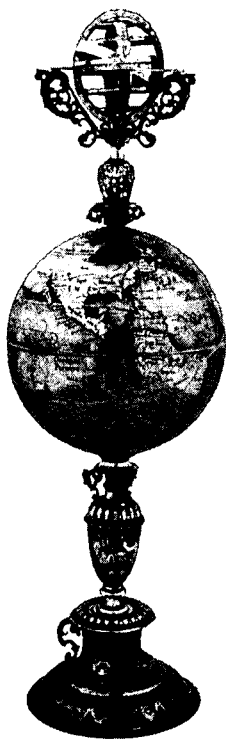
- 22 Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*. In: *Schriften*. Frankfurt/M. 1960 (zuerst 1953); im folgenden zitiert als *PU*.
- 23 S. A. Kripke: *Wittgenstein on Rules and Private Language. An Elementary Exposition*. Oxford 1982.
- 24 P. Bourdieu: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1979 (franz. Ausg. 1972).
- 25 H. Lenk: *Pragmatische Philosophie. Plädoyers und Beispiele für eine praxisnahe Philosophie und Wissenschaftstheorie*. Hamburg 1975, hierin der Aufsatz: *Wissenschaftstheoretische Fragen der Soziologie*, S. 184–210. Eine neuere Auseinandersetzung speziell mit dem Regelbegriff in J. Bouveresse: *La force de la règle. Wittgenstein et l'invention de la nécessité*. Paris 1987.
- 26 Die ersten drei der angeführten Verwendungsweisen gilt Bourdieu an (S. 159), die vierte Lenk (S. 205f).
- 27 Zitiert nach Bourdieu, a. a. O., S. 163.
- 28 F. Nietzsche: *Werke*. Hg. v. K. Schlechta. München 1966. Bd. III, Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre, S. 489.
- 29 Nietzsche, a. a. O., S. 500. Wittgenstein formuliert einen ähnlichen Gedanken: «Die Verwendung des Wortes «Regel» ist mit der Verwendung des Wortes «gleich» verwoben» (PU § 225).
- 30 Nietzsche, a. a. O., S. 858.
- 31 E. Rosenstock-Huussy: *Die Sprache des Menschengeschlechts. Eine leibhaftige Grammatik in vier Teilen*. Heidelberg 1963, Bd. I, S. 498f.
- 32 Meine Darstellung folgt weitgehend dem Argumentationsgang Kripkes.
- 33 J. Bouveresse: *Le mythe de l'intériorité. Expérience, signification et langage privé chez Wittgenstein*. Paris 1976, S. 411.
- 34 PU § 272.
- 35 PU § 246.
- 36 PU § 258.
- 37 PU § 202.
- 38 PU § 580.
- 39 PU § 202.
- 40 L. Wittgenstein: *Philosophische Bemerkungen*. Frankfurt/M. 1981 (zuerst 1964), S. 60.
- 41 PU § 242.
- 42 PU § 201.
- 43 W. Stegmüller: *Kripkes Deutung der Spätphilosophie Wittgensteins. Kommentarversuch über einen versuchten Kommentar*. Stuttgart 1986, S. 65.
- 44 Stegmüllers Formulierung für Kripkes Ausdruck «radikale Skepsis».
- 45 Stegmüller, a. a. O., S. 70.
- 46 Kripke, a. a. O., S. 72.
- 47 Stegmüller: *Kripkes Deutung...*, S. 82f.
- 48 PU § 219.
- 49 PU § 217.
- 50 Vgl. M. Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt/M. 1974 (franz. Ausgabe 1966); vgl. seine Analyse der «klassischen Sprache» (der Sprache des 17. Jahrhunderts): *Die klassische Sprache «existiert... nur, um transparent*

zu sein. Sie hat jene geheime Konsistenz verloren, die sie im sechzehnten Jahrhundert zu einem zu entschlüsselnden Sprechen verdichtete und mit den Dingen in der Welt verflocht. . . Die Möglichkeit, die Dinge und ihre Ordnung zu erkennen, läuft in der klassischen Erfahrung durch die Souveränität der Wörter: Diese sind genau genommen weder zu entschlüsselnde Markierungen (wie in der Epoche der Renaissance) noch mehr oder weniger treue und beherrschbare Instrumente (wie in der Zeit des Positivismus). Sie bilden eher den farblosen Raster, von dem aus die Wesen sich offenbaren und die Repräsentationen sich ordnen» (S. 376).

- 51 M. Buber: *Ich und Du*. Heidelberg¹⁰1979 (zuerst 1923), S. 25. Vgl. die systematische Ausarbeitung einer Dialog-Philosophie bei F. Jacques, die auch die vorliegenden Überlegungen beeinflusst hat, insbesondere die folgenden Arbeiten: *Über den Dialog. Eine logische Untersuchung*. Berlin/New York 1986 (franz. Ausgabe 1979); *Différence et subjectivité*. Paris 1982; *L'espace logique de l'interlocution*. Paris 1985. «Ganz ausdrücklich verfolgt der Dialog das Ziel, der Reziprozität der Zeichen in der auf Zustimmung beruhenden Gleichheit der Handlungen und Präsenzen und dadurch den inneren Bedingungen von Rede zu genügen. Von daher seine philosophische Bedeutung» (Über den Dialog, S. 62). Das «dialogische Hin und Her» basiert «auf einer schöpferischen Beziehung . . . , die letztlich den wahren Kern der Sprache ausmacht, ja sogar den Lebensbereich der Sprache, den Ort, an dem sie sich entwickelt. Im Saussureschen System der Oppositionen von Sprache und Rede liegt ein häufig verdeckter Irrweg vor. . . » (a. a. O., S. 430f).
- 52 Rousseau hatte die Bedingungsfolge im Zweiten Diskurs genau umgekehrt entworfen: Zuerst hat die Person eine Beziehung zu sich selbst («amour de soi»); diese macht sie fähig, aufgrund von Identifikation, mit dem anderen Mitleid zu empfinden.
- 53 Kripke, a. a. O., S. 143.
- 54 Kripke, a. a. O., S. 145.
- 55 Kripke, a. a. O., S. 103 Anm.
- 56 Der Begriff des Regelfolgens wird hier und im folgenden nicht mehr als ein innerer Vorgang verstanden, sondern bezeichnet die in der Darstellung einer abgeschlossenen Handlung festgestellte Übereinstimmung mit einer Regel.
- 57 Kripke, a. a. O., S. 101 f Anm.
- 58 Kripke, a. a. O., S. 104 Anm.
- 59 Diese Überlegung wird ausführlich entwickelt in: G. Gebauer: *Der Einzelne und sein gesellschaftliches Wissen. Untersuchungen zum Symbolischen Wissen*. Berlin/New York 1981.
- 60 Den Gedanken eines «Dialog-Vorläufers» entwickelt aus psychoanalytischer Sicht R. Spitz: *Vom Dialog. Studien über den Ursprung der menschlichen Kommunikation und ihrer Rolle in der Persönlichkeitsbildung*. Frankfurt/Berlin/Wien 1982. Spitz zeigt in dieser Arbeit, daß «der Vorläufer (des Dialogs – G. G.) schon viele Elemente des späteren verbalen Dialogs als Prototypen enthält. Aber auch diese Prototypen dienen nicht nur als Modell für die spätere Entwicklung, sondern helfen auch beim Umgang mit den Trieben, bei der Neutralisierung, bei der Entwicklung der hochkomplizierten psychischen Mittel der Abwehrmechanismen. Der Dialog-Vorläufer

- scheint somit die Brücke zu sein, über welche die Umwelt ihren Einfluss fühlbar macht, über welche sie bei der Entwicklung und Festigung aller wichtigen psychischen Mittel und Strukturen wirksam wird» (S. 88).
- 61 Ein unübertreffliches literarisches Beispiel für die untergründige, nicht bemerkte Einwirkung eines Du auf ein Ich ist die von Rousseau im «Emile» romanhaft dargestellte Erziehungskonzeption.
 - 62 Eine systematische Darstellung der Du-Erzählung entwickelt der Verfasser in: Symbolstrukturen und die Grenzen der Kunst. Zu Lessings Kritik der Darstellungsfähigkeit künstlerischer Symbole. In: G. Gebauer (Hg.): Das Laokoon-Projekt. Pläne einer semiotischen Ästhetik. Stuttgart 1984, S. 137–165.
 - 63 Benveniste: Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft, S. 290f.
 - 64 Benveniste, a. a. O.; vgl. insbesondere die Aufsätze: Die Tempusbeziehungen im französischen Verb, S. 264–278; Über die Subjektivität in der Sprache, S. 287–296.
 - 65 Benveniste, a. a. O., S. 148f.
 - 66 Humboldt: Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues, a. a. O., S. 202f.
 - 67 PU § 43.
 - 68 L. Wittgenstein: Philosophische Grammatik. Frankfurt/M. 1969, S. 184.
 - 69 PU § 217. Man darf sich fragen, ob der sarkastische Ton, der in diesem Kontext bei Wittgenstein nicht zu überhören ist, im Zusammenhang mit seiner Berufserfahrung oder auch -auffassung während seiner Zeit als Volksschullehrer verstanden werden kann. Vgl. K. Wünsche: Der Volksschullehrer Ludwig Wittgenstein. Frankfurt/M. 1985.
 - 70 Vgl. PU § 204: «Ich kann etwa, wie die Sachen stehen, ein Spiel erfinden, das nie von jemandem gespielt wird. – Wäre aber auch dies möglich: Die Menschheit habe nie Spiele gespielt; einmal aber hat Einer ein Spiel erfunden, – das dann allerdings nie gespielt wurde?»
 - 71 Vgl. zum Problem von Sprache und Denken bei Piaget im Vergleich mit den Auffassungen Chomskys die Vorträge und Diskussionen auf dem Kolloquium von Royaumont, herausgegeben von M. Piattelli-Palmarini: Théories du langage, théories de l'apprentissage. Le débat entre Jean Piaget et Noam Chomsky. Paris 1979.
 - 72 H. Sinclair-de Zwart: Acquisition du langage et développement de la pensée. Sous-systèmes linguistiques et opérations concrètes. Paris 1967.
 - 73 In einem ersten Schritt, der dem Experiment vorausliegt, bestimmt Sinclair anhand des von Piaget entwickelten Tests der Mengenerhaltung, auf welcher Stufe der Intelligenzentwicklung die Kinder einzuordnen sind. Auf der Basis der Testergebnisse teilt sie die Kinder in drei Gruppen ein: je eine Gruppe mit und eine ohne den Begriff der Mengenerhaltung sowie eine intermediäre dritte Gruppe von Kindern, die sich in einem Zwischenstadium befinden. Diese Einteilung dient als Grundlage der ersten Serie Experimente.
 - 74 Sinclair, a. a. O., S. 161.
 - 75 Die Kinder sagen z. B. zur Beschreibung eines Paares Bleistifte, von denen der eine größer und dicker ist als der andere: «Ein dicker und ein dünner, ein großer und ein kleiner» (Sinclair, a. a. O., S. 28).

Die Welt des Geistes und des Geldes



SCHWEIZ

«Studiere die Menschen ...

... nicht, um sie zu überlisten und auszubeuten, sondern um das Gute in ihnen aufzuwecken und in Bewegung zu setzen.»

Gottfried Keller (1819–1890),
Schweizer Erzähler und Lyriker

Um zu Geld zu kommen, muß man heute niemand mehr ausbeuten oder überlisten. Höchst legal und dabei sicher ist die Beute unserer Tage: der Zinsertrag aus Pfandbriefen und Kommunalobligationen.

Pfandbrief und Kommunalobligation

Meistgekauft deutsche Wertpapiere - hoher
Zinsertrag - bei allen Banken
und Sparkassen

Verbriefte  Sicherheit

- 76 Sinclair läßt von allen Kindern zwei Arten Zeichnungen anfertigen: eine bildliche Antizipation *vor* der Herstellung einer Reihe und eine Zeichnung aus der Erinnerung an eine Reihe, die einige Tage vorher gebildet worden ist. Im folgenden gebe ich nur die Ergebnisse der Erinnerungszeichnungen wieder, weil sie besonders deutlich sind.
- 77 Sinclair, a. a. O., S. 144. Die im Text folgende Interpretation geht über Sinclair hinaus und versucht, deren Ergebnisse in einen anderen Kontext einzubringen.
- 78 Vgl. die Kritik H. Putnams an Piaget auf dem Colloquium von Royauumont: *Ce qui est inné et pourquoi. Commentaires sur le débat*. In: *Théories du langage, théories de l'apprentissage*, S. 415–443, insbesondere S. 430.
- 79 Die Bedenken, die sich zunächst nur auf den Sinclair-Versuch bezogen haben, sind grundsätzlicher Art. Was generell fraglich erscheint, ist der Versuch, einen *vorsprachlichen* Zustand anzunehmen, von dem aus das Individuum Zugang zur Sprache findet. Ein analoges Problem wie das diskutierte steht mit dem sprachlichen Relativismus zur Debatte. Eine ausgezeichnete Übersicht über den neuesten Stand der Diskussion über die Sprachrelativität der Farbwörter gibt W. Franzen in einem (bisher noch unveröffentlichten) Vortrag: *Die Sprache und das Denken. Kleine Bestandsaufnahme zum linguistischen Relativismus (Sapir-Whorf-Hypothese)*. Ms. von 1968.
- 80 PU § 23.
- 81 PU § 7. Damit hat Wittgenstein einen Rahmen bereitgestellt «for discussing language in general, without providing a misleading general philosophical theory of language» (R. J. Ackermann: *Wittgenstein's City*. Amherst 1988, S. 85).
- 82 Vgl. PU § 2: «Jener philosophische Begriff der Bedeutung ist in einer primitiven Vorstellung von der Art und Weise, wie die Sprache funktioniert, zu Hause. Man kann aber auch sagen, es sei die Vorstellung einer primitiveren Sprache als der unsern. – Denken wir uns eine Sprache, für die die Beschreibung, wie Augustinus sie gegeben hat, stimmt . . . » Es folgt die Darstellung des erfundenen Sprachspiels der Bauenden.
- 83 PU §§ 65–67.
- 84 PU II. Teil, S. 503.
- 85 PU II. Teil, S. 507. Ackermann gibt eine einleuchtende Analogie für das, was Wittgenstein mit dem Zeigen meint: Wie ein Musiklehrer, der eine Passage langsam vorspielt und durch sein Spiel bestimmte Aspekte der Musik hervorhebt, so soll der Philosoph verfahren. «Correct performance is thus illustrated by the teacher in a special way. Wittgenstein's philosopher will attempt a similar strategy and distinctly in ways that will illuminate more general problems when linguistic nonsense appears. The realm of language is not left behind or transcended; it is simply surveyed in a special manner, with an eye to locating relevant horizons of sense» (Ackermann, a. a. O., S. 67).
- 86 S. A. Kripke: *Name und Notwendigkeit*. Frankfurt/M. 1981 (engl. Ausgabe 1980).
- 87 Putnam, a. a. O., S. 63f.
- 88 G. Bateson: *Eine Theorie des Spiels und der Phantasie*. In: *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologi-*

- sche Perspektiven. Frankfurt/M., S. 241–261. Bateson veröffentlichte seine Spieltheorie 1953, in demselben Jahr, in dem die PU erschienen.
- 89 Sprachmagische Vorstellungen sind auch typisch für das Mittelalter; vgl. dazu E. F. Ohly: Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter. In: Zschr. f. dt. Altertum 89 (1958/59).
- 90 Es handelt sich um ein <Vor-Wissen>, das man besser als «Sicherheit» bezeichnen kann, und zwar «eine Sicherheit in der Praxis unseres Urteilens» (G. H. von Wright: Wittgenstein. Frankfurt/M. 1986 [engl. Ausgabe 1982], S. 177).
- 91 L. Wittgenstein: Über Gewißheit, Frankfurt/M. 1970 (im folgenden abgekürzt: *ÜG*), § 414.
- 92 *ÜG* § 288.
- 93 Von diesen sprachphilosophischen Überlegungen läßt sich eine Brücke schlagen zu den paläontologischen Rekonstruktionen frühester phylogenetischer Stadien der Sprache, die A. Leroi-Gourhan in seinem Werk entwirft; vgl. insbesondere: *Le geste et la parole*. 1. Bd. *Technique et langage*. 2. Bd. *La mémoire et les rythmes*. Paris 1964, 1965 (dt. Ausgabe: *Hand und Wort*. Frankfurt/M. 1980). Eine Verbindung zwischen Wittgenstein und Leroi-Gourhan versucht der Verfasser herzustellen in: *Hand und Gewißheit*. In: D. Kamper/Ch. Wulf (Hg.): *Das Schwinden der Sinne*. Frankfurt/M. 1984, S. 234–260. Die dort entwickelten Überlegungen können die an Wittgenstein orientierte Anthropologie der Sprache, die hier versucht wird, um eine phylogenetische Sichtweise erweitern.
- 94 *ÜG* § 510.
- 95 A. Gehlen: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Wiesbaden ¹²1978, S. 187.
- 96 Vgl. A. Lorenzer, der in psychoanalytischer Perspektive schreibt: «Vorgängig zur Spracheinführung wird ein nichtsprachliches Sinngefüge von Praxisfiguren entwickelt. Über die Stufen der Erweiterung der dyadischen Enge zur Familie wird noch innerhalb der vorsprachlichen Interaktionsformen die Eigenaktivität des Kindes begründet und wird als wichtigster Schritt der Eigenaktivität die Bildung von sinnlich-unmittelbaren Proto-Symbolen geleistet» (*Das Konzil der Buchhalter*. Frankfurt/M. 1984, S. 161).
- 97 Vgl. W. Iser: *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München 1972; *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München ²1984.
- 98 H. Melville: *Moby Dick*. 1851. Nach dem Kommentar von H. Beaver heißt «Ishmael» auf Hebräisch «Gott hört». Ishmael, derjenige, den Gott hört, ist zugleich jemand, der von der Geschichte des Narziß fasziniert ist; dies erzählt er im Zusammenhang mit der magischen Anziehungskraft, die Wasser auf ihn ausübt: «And still deeper the meaning of that story of Narcissus, who because he could not grasp the tormenting, mild image he saw in the fountain, plunged into it and was drowned. But the same image, we ourselves see in all rivers and oceans. It is the image of an ungraspable phantom of life; and this is the key to it all» (H. Melville: *Moby-Dick; or, The Whale*. Hg. und Kommentar v. H. Beaver. Penguin Classics. Harmondsworth 1986, S. 95). Man kann den Anfang dieses Romans als Muster für den Beginn des Sprechens zwischen Ich und Du generell lesen.

-
- 99 Augustinus: Bekenntnisse. Hg. und übersetzt v. J. Bernhart. Frankfurt/M. 1987, S. 13–15.
- 100 Kripke: Name und Notwendigkeit, S. 113 Anm.
- 101 Putnam: Die Bedeutung von «Bedeutung», S. 37.
- 102 Kripke: Name und Notwendigkeit, S. 123.
- 103 Kripke, a. a. O., S. 155.
- 104 Vgl. PU § 50. Der Paradigmen-Begriff wird als Grundbegriff der Wittgensteinschen Reflexion über Sprache expliziert in der Arbeit des Verfassers: Wortgebrauch, Sprachbedeutung. Beiträge zu einer Theorie der Bedeutung im Anschluß an die spätere Philosophie Ludwig Wittgensteins. München 1971.
- 105 Stegmüller, Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, S. 337.
- 106 A. Lorenzer, a. a. O., S. 90.
- 107 Rosenstock-Huessy, a. a. O., S. 755.
- 108 Rosenstock-Huessy, a. a. O., S. 754.
- 109 Rosenstock-Huessy, a. a. O., S. 84.
- 110 A. Lorenzer, a. a. O., S. 152.
- 111 Rosenstock-Huessy, a. a. O., S. 755.
- 112 Nietzsche, a. a. O., S. 504.

